

# Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 21

Ausgegeben am 11. September 1914

32. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

## Krieg und Kultur.

Berlin, 6. September 1914.

hst. Das ungeheure Verhängnis ist über Europa hereingebrochen — über Nacht. Wie viele gebildete Europäer mag es gegeben haben, die noch vor zwei, drei Monaten ernstlich an die Möglichkeit eines Weltkrieges geglaubt hätten? An die gegenseitige Zerfleischung der großen Kulturnationen, an die völlige Unterbindung des internationalen Verkehrs, dieser Hauptschlagader alles Wirtschaftslebens, an das Stocken aller Arbeit in Werkstatt und Atelier, in Laboratorium und Studierzimmer, die auf mehr gerichtet war, als die nackte Fristung der Existenz und die Erzeugung von Vernichtungsmitteln zur Zerstörung von Menschengütern und Menschenleben! Und so eindringlich immer der Sozialismus auf den schier nicht mehr zu bändigenden Expansivdrang des Imperialismus und Militarismus als die täglich furchtbarer dräuende Gefahr für Völkerfrieden und Kulturgedeihen hingewiesen hatte — sicherlich gab es auch unter den Sozialdemokraten nicht wenige, die solche Warnungen optimistisch für bloße Theorie gehalten haben mochten.

So hat der Krieg die europäische Menschheit überrumpelt und in jähem Ansturm alles über den Haufen gerannt, was noch gestern als für die Ewigkeit gegründete sittliche und geistige Kulturerrungenschaft galt. Gleich den Schienensträngen, die der Krieg zerrissen, scheint auch die Ideengemeinschaft zerrissen, die die Kulturvölker durch Wissenschaft und Literatur, durch Technik und Gewerbesleiß miteinander verbunden. Klassenhaß und Nationalitätendünkel, die ernste Forschung und zivilisatorischer Wettbewerb allmählich zurückgedrängt, brechen wieder ungezügelt hervor, und an die Stelle des differenzierten Denkens und Empfindens des modernen Kulturmenschen sind die trüben, dunklen Instinkte getreten, die vor Jahrtausenden die Menschen einer primitiven Urzeit beherrschten. Die Welt, die sich eben noch in tausend Strahlen im Prisma der modernen Erkenntnis brach, hat wieder die groben, ungeschlachten Formen angenommen, in denen sie das Auge des Troglodyten sah.

Wie ein übermächtiges Schicksal ist der Krieg über die Welt hereingebrochen. Niemand, so versichert man in allen Staaten, hat ihn gewollt, jeder ihn ehrlich zu verhindern gesucht. Was daran Wahres ist, wird die geschichtliche Forschung erst dann feststellen können, wenn mit dem Frieden auch die ehrliche Selbstbesinnung zurückgekehrt ist. Heute verzerrt die nationale Leidenschaft alles Tatsächliche zur vollen Unkenntlichkeit. Aber wie es auch um alle staatsmännischen Irrungen und Wirrungen, alle diplomatischen Listen und Lücken bestellt sein mag — selbst wenn wir zugeben wollen, daß Imperialismus und Wetttrüben den Verantwortlichen über den Kopf ge-

wachsen sind und durch ein unheilvolles Eigenspiel alle Berechnungen der Staatsmänner über den Haufen geworfen haben: war der Krieg auch plöghlich da und eine furchtbare Notwendigkeit, der keine der verstrickten Nationen sich mehr entziehen konnte, so war es doch wahrlich kein erhebendes Bild, ihn im Stile der Kinderfibel den naivsten Gemütern mundgerecht gemacht zu sehen. Es hätte doch wohl genügt, den Krieg als unausweichlich darzustellen, als ein wenn schon bitteres, so doch ehernes Muß. Aber nein: der Krieg mußte auch ein „gerechter“ sein, nicht etwa im höheren historischen, sondern im banalsten Sinne hausbackenster Philistermoral. Und die Herren Intellektuellen, die sonst nicht verächtlich genug die Nase zu rümpfen wußten über das geistige Herdenvieh, schwärmten nun auf einmal für die köstliche Primitivität volkstümlicher Geschichtsauffassung. Es sei wie in der Kinderfibel, hieß es jüngst im „Berliner Tageblatt“: Der biedere, ehrliche Deutsche, der brutale, tückische Russe, der freche Serbe, der perfide Engländer. Aber daß sich die Psyche der Massen in ihrem Urteil über nationale Wesensart und historisches Recht oder Unrecht in solch rührend kindlichen Vorstellungen gefalle, das fand dieser Schmock geradezu entzückend und erhaben. O Land der Dichter und Denker!

Freilich ist der Sinn für das, was bei feinerem Taktgefühl zulässig, gar manchem abhanden gekommen. Ließ doch z. B. das „Militär-Wochenblatt“ am 4. August drucken: „Wenn es einen gerechten Gott im Himmel gibt — und er ist da —, dann dürfen wir auf einen Sieg der gerechten Sache unserer deutschen Waffen hoffen.“ So sicher man immer auf den Sieg der deutschen Waffen rechnen mag, so bleibt es gerade vom religiösen Standpunkt aus einigermassen gewagt, die Existenz eines gerechten Gottes von ganz bestimmten Bedingungen abhängig zu machen. Napoleon wollte vorsichtigerweise die himmlischen Mächte beim Kriege lieber aus dem Spiele gelassen sehen, indem er meinte, der liebe Gott pflege es mit den stärksten Bataillonen zu halten. Auch ist es noch nicht lange her, daß in der „Christlichen Welt“ (Nr. 32, Jahrgang 1913) zu lesen stand: „Es ist wohl keine subjektiv bewußte, aber eine unbewußte Heuchelei, wenn man meint, Christentum und Krieg vereinigen zu können. Heuchelei ist es, von einem Gott der Liebe zu reden und von ihm zu verlangen, daß er uns helfe, unsere Feinde zu töten.“

Das Erstaunlichste aber erlebten wir, als eine Anzahl mehr oder minder bekannter deutscher Schriftsteller, die sich so gern als die Creme deutschen Geisteslebens nicht nur, sondern als sublimste Blüte moderner Kultur betrachtet sähen, plötzlich die Entdeckung machte, daß die ganze Friedensarbeit eigentlich ein langer dumpfer Traum, ein entnervender Halbschrausch gewesen und daß die Menschheit erst mit dem Kriege zu frischem, herrlichem Leben erwacht sei. Nach solchen Bekenntnissen könnte man wirklich glauben, der Krieg sei nicht eine Katastrophe, ein Paroxysmus, sondern die höchste Wohltat für die Menschheit, deren sie leider nur allzu selten teilhaftig werde.

Die Verherrlichung des Krieges durch gewisse Philosophen, Historiker und Militärs ist ja etwas Altbekanntes. Man weiß, daß ein Hegel gesagt hat, Kriege peitschten die Menschheit auf, ähnlich wie Sturm das Meer vor Fäulnis bewahre. Wolke nannte bekanntlich (in seiner Einleitung zu den Werken Bluntschlis) den ewigen Frieden einen Traum und nicht einmal einen schönen. Denn der Krieg entwickle die edelsten Eigenschaften des

Menschen: Mut, Ergebenheit für die allgemeine Sache, den Geist der Selbstaufopferung. Wenn es keinen Krieg gebe, werde die Welt sich in Fäulnis auflösen und in groben Materialismus versinken. Und der Kulturhistoriker Max Jähns gelangt, obwohl er in einem Werke „über Krieg, Frieden und Kultur“ selbst alle Greuel der Kriegesfurie geschildert hat, dennoch zu dem Ergebnis, daß, obzwar die Schrecken des Krieges wirklich nicht zu beseitigen seien, dennoch der Krieg der Menschheit als mächtiger Förderer der Zivilisation diene, als „Schöpfer männlicher Tugenden“. Auf diesem Felde erwache die „beste Blüte der Menschheit, der Heroismus“.

Wir können ja jetzt die Probe auf das Exempel machen. Wir erleben die heroischen Erscheinungen des Krieges und sein ganzes Grausen. Es wäre unsinnig und abgeschmackt selbst für den sentimentalsten bürgerlichen Pazifisten, geschweige denn für einen mit allen Realitäten rechnenden Sozialdemokraten, wollte man leugnen, daß der Krieg einen Sturm heroischer Begeisterung entfacht hat, daß er erneut bewiesen hat, wie unter der Suggestion einer beherrschenden Idee und unter der Massenhypnose alle seelischen Hemmungen ausgeschaltet werden. Freilich weiß der Psychologe auch ganz genau, daß das, was man positiv Tapferkeit zu nennen und als höchste männliche Tugend zu feiern liebt, häufig nichts ist, als ein psychischer Kaufzustand, in dem einfach die normalen Reflexbewegungen, die sonst die Gefahr und das Gebot der Selbsterhaltung zum Bewußtsein bringen, nicht mehr existieren. Ja mehr noch: sogar nackte Furcht kann unter Umständen die Triebfeder zu rücksichtslosem Drauflosstürmen sein. Beyerlein schildert in einer seiner Novellen sehr realistisch einen Reiteroffizier, der aus Nervosität und geheimer Angst die verwegensten Heldentaten vollbringt.

Aber so sehr man immer von der Notwendigkeit eines Krieges überzeugt und von dankbarer Bewunderung für die kriegerische Bravour der vaterländischen Truppen durchdrungen sein mag, so übel steht es den angeblichen Vertretern der Geisteskultur an, in eine schrankenlose Verherrlichung des Krieges zu verfallen und die „Fäulnis“ des Friedens zu schmäheln.

Welche neuen Vorbedingungen künftiger nationaler und internationaler Kulturarbeit immer der Krieg zu schaffen vermag: erst die neu aufbauende, Schutt und Leichen hinwegräumende F r i e d e n s tätigkei t wird die Leistungen vollbringen.

Die vielberufene „Fäulnis“ vermag jedenfalls soziale Einsicht viel besser und gründlicher hinwegzufegen, als das angeblich reinigende Ungewitter des Krieges. Sittliche Fäulnis hängt mit den sozialen Zuständen aufs engste zusammen, mit den wirtschaftlichen Gegensätzen zwischen Kapital und Arbeit, mit der Häufung von Reichtum und Elend. Diese Gegensätze können Kriege eher verschärfen als mildern. Auch ein siegreicher Krieg, der durch Kriegsentzündungsmilliarden nur die Spekulation entfesseln und durch weltpolitische Eroberungen die kapitalistische Expansion nur künstlich anstacheln würde. Die kapitalistische und moralische Fäulnis kehrt also nach dem Kriege unaufhaltsam zurück. Ihre Ausrottung war bestenfalls ein flüchtiger Scheinerfolg, wenn nicht gar — was das Wahrscheinlichere — selbst für den Augenblick nur eine plumpe Selbsttäuschung.

Mit dem Kapitalismus, mit der alten Leppigkeit und Sittenlosigkeit feiert aber auch alle andere Fäulnis ihre fröhliche Auferstehung. Auch die verrottete feile Ksterkunst. So mancher Diener dieser Sorte Kunst, der jetzt in Saß und Asche Buße tut und sich teutonisch tugendsam gebärdet, wird dann wieder bis über die Ohren in den Schlamm tauchen. Wir haben das nach 1870 gesehen und wir werden das auch nach 1914 wieder erleben. Wenn sich aber gewisse Intellektuelle dem Krieg als dem Erlöser von der ihnen schal gewordenen stillen Geistesarbeit in die Arme werfen und ihn als den Bringer neuer ungeheurer Sensationen preisen, so lästern sie damit nur sich selbst, nicht aber die unermüdliche Kulturarbeit des Friedens, auf der allein die Hoffnung der Menschheit ruht!

Aber wir sollten meinen, daß der Krieg uns auch bereits soviel des Grausigen, Entsetzlichen gebracht habe, daß der Chorus der pseudopatriotischen Kriegsverherrlicher verstummen müßte. Max Jähns hat darin wenigstens völlig recht, wenn er nach Betrachtung aller völkerrechtlichen Versuche einer Milderung der Kriegsgreuel zum Schluß gelangt, daß „die Schrecken des Krieges wirklich nicht zu beseitigen sind“. Die kulturgeschichtlichen Betrachtungen über den Weltkrieg von 1914 werden demaleinst Bibliotheken füllen und eine glücklichere Nachwelt vor Grauen und Abscheu schütteln.

---

## Der Imperialismus.<sup>1</sup>

Von K. Kautsky.

### 1. Die Proportionalität der Produktion.

Zunächst müssen wir uns darüber klar werden, was wir unter Imperialismus zu verstehen haben. Dies Wort wird heute auf Schritt und Tritt gebraucht, aber je mehr man darüber spricht und diskutiert, desto unbestimmter wird es, was natürlich jede Verständigung sehr erschwert. Heute sind wir schon so weit, daß man unter Imperialismus alle Erscheinungen des modernen Kapitalismus zusammenfaßt, Kartelle, Schutzzölle, Finanzherrschaft ebenso wie Kolonialpolitik. In diesem Sinne gefaßt, ist der Imperialismus natürlich eine Lebensnotwendigkeit für den Kapitalismus. Diese Erkenntnis bedeutet dann aber nur die platteste Tautologie, sagt nichts, als daß der Kapitalismus nicht bestehen kann ohne Kapitalismus.

---

<sup>1</sup> Vorliegender Artikel wurde schon mehrere Wochen vor Ausbruch des Krieges abgefaßt. Er sollte in der Nummer erscheinen, die den geplanten internationalen Kongreß begrüßen wollte. Wie so manches andere ist auch dieser Kongreß durch die Ereignisse der jüngsten Tage zunichte gemacht worden. Doch hat der Artikel selbst, obwohl rein theoretischer Natur, damit nicht seine Beziehungen zur Praxis verloren, zu deren Erklärung er beizutragen sucht. Wir bringen den Artikel unter Hinweglassung der auf den internationalen Kongreß bezüglichen Stellen und mit Einfügung einiger Hinsichte auf den Krieg. D. Red.

Fassen wir das Wort nicht in dieser Allgemeinheit, sondern in seiner historischen Bestimmtheit, die in England ihren Ursprung nahm, dann bezeichnet es nur eine besondere Art politischer Bestrebungen, die allerdings durch den modernen Kapitalismus verursacht werden, keineswegs aber mit ihm zusammenfallen.

Die Engländer verstehen seit ungefähr einem Menschenalter unter Imperialismus einerseits das Streben, alle Teile des ungeheuren Kolonialreichs mit dem Mutterland zu einem einheitlichen Reiche zusammenzufassen, und andererseits das Streben, dieses Reich immer mehr auszudehnen. In den anderen Staaten außerhalb des „größeren Britannien“ kommt als Imperialismus praktisch bloß das letztere Streben in Betracht, denn selbständige Kolonien wie England besitz kein anderes Reich.

Aber nicht jedes Streben nach territorialer Ausdehnung des eigenen Staates darf als Imperialismus bezeichnet werden. Sonst müßten wir sagen, daß der Imperialismus so alt ist wie die geschriebene Geschichte. Das Streben, das Reich zu vergrößern durch Angliederung von Nachbargebieten, die von Mitgliedern der gleichen Nation bewohnt werden, ist nicht Imperialismus, sondern Nationalismus. Darum ist es auch ganz verkehrt, etwa von einem serbischen Imperialismus zu sprechen. Ebenjowenig wie dieses Streben, das den größeren Teil des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnet, kann man das namentlich im achtzehnten Jahrhundert sehr starke Streben nach Gewinnung sehr reicher, hochindustrieller Gebiete als ein imperialistisches ansehen.

Der Imperialismus ist ein Produkt des hochentwickelten industriellen Kapitalismus. Er besteht in dem Drange jeder industriellen kapitalistischen Nation, sich ein immer größeres agrarisches Gebiet zu unterwerfen und anzugliedern, ohne Rücksicht darauf, von welchen Nationen es bewohnt wird.

Um dieses Streben zu begreifen, muß man vor allem sich klar werden über die Wechselwirkung zwischen Landwirtschaft und Industrie in der kapitalistischen Produktionsweise. Um die Erörterung zu vereinfachen, sehen wir im folgenden ab von der extraktiven Industrie — Bergbau —, die eine Mittelstellung zwischen der Landwirtschaft und der verarbeitenden Industrie einnimmt.

Quesnay hat in seinem „Tableau économique“ die zwei großen Gruppen der industriellen und der landwirtschaftlichen Produktion aufgestellt und untersucht, wie sich der Austausch zwischen den beiden vollziehen muß, soll jede von ihnen alle die Mittel erhalten, um den Produktionsprozeß fortzusetzen.

Er betrachtete diesen Zirkulationsprozeß indes nicht bloß als Zirkulationsprozeß von Waren, sondern auch von Kapital. Er untersuchte nicht bloß, wie sich das Produkt der Landwirtschaft mit dem der Industrie austauscht, sondern auch den Weg, den dabei der Mehrwert zu nehmen hat. So genial diese Aufstellung war, sie litt an dem Irrtum, daß Quesnay bloß die landwirtschaftliche Arbeit als Mehrwert bildend betrachtete.

Sobald Marx den Zirkulationsprozeß des Kapitals untersuchte, mußte er zunächst von dem Unterschied zwischen Landwirtschaft und Industrie ab-

sehen, denn in jedem dieser beiden Produktionszweige bildet die Arbeit in gleicher Weise Wert und Mehrwert, wenn sie kapitalistisch angewandt wird.

Indes sah auch Marx bei der Betrachtung der Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals nicht von den besonderen stofflichen Formen seiner einzelnen Bestandteile ab.

Für diese Betrachtung machte er eine Unterscheidung, die nicht der kapitalistischen Produktionsweise besonders eigen ist, die Unterscheidung von Produktions- und Konsumtionsmitteln. Wie jede andere Produktionsweise produziert auch die kapitalistische für den Konsum, oder richtiger gesagt, auch in ihr produzieren die Produzenten zu dem Zwecke, zu konsumieren. Nur produziert in ihr der einzelne Produzent nicht direkt jene Gebrauchsmittel, die er selbst konsumieren will, sondern Gebrauchsmittel für andere Produzenten, um von diesen wieder Gebrauchsmittel für sich selbst einzutauschen.

Soll die Gesellschaft in ihrer bisherigen Form weiterexistieren können, müssen genügende Konsummittel für ihre Mitglieder vorhanden sein. Das heißt so viele, als diese brauchen und als sie gegen die Werte, über die sie verfügen, eintauschen können. Werden mehr Konsummittel produziert, dann gerät deren Abfluß und damit auch ihre Produktion ins Stocken.

Soll aber die zur Erhaltung der Gesellschaft nötige Menge Konsummittel produziert werden, so muß auch die erforderliche Menge Produktionsmittel vorhanden sein. Werden mehr Produktionsmittel produziert, als zur Erzeugung der Konsummittel nötig, so wird ein Teil davon unverkäuflich, ihre Produzenten werden dadurch der Möglichkeit beraubt, sie gegen Konsummittel einzutauschen. Werden andererseits zu wenig Produktionsmittel produziert, dann gerät die Produktion der Konsumtionsmittel ins Stocken. Soll also der ganze Produktionsprozeß ohne Störungen vor sich gehen, dann muß die Produktion der Produktionsmittel und die der Konsumtionsmittel stets in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen, das mit den technischen und gesellschaftlichen Bedingungen wechselt, aber unter gegebenen Umständen gegeben ist. Wenn die Wirklichkeit von diesem Verhältnis abweicht, setzt es sich durch Preisschwankungen und Krisen durch.

Aber es ist klar, daß die gehörige Proportionalität nicht bloß zwischen diesen zwei Gruppen bestehen muß. Man kann noch mehr ins Detail gehen, zum Beispiel unter den Konsummitteln notwendige Lebensmittel und Luxusmittel unterscheiden, man kann aber auch die Gruppierung anders vornehmen. Doch wäre das vielfach unnütze Arbeit, da irgendeine neue Erkenntnis des kapitalistischen Produktionsprozesses daraus kaum hervorgerufen würde.

Eine Ausnahme macht nur jene Art der Gruppierung, die schon Quesnay vornahm, die Unterscheidung von Industrie und Landwirtschaft. Allerdings ist die besondere Art, wie die Physiokraten diese Unterscheidung auf den Reproduktionsprozeß anwandten, mit der Ricardoschen und der Marxschen Werttheorie unvereinbar und durch Marx für immer beseitigt. Damit wird aber nicht gesagt, daß aus jener Unterscheidung nicht noch manche neue Erkenntnis zu holen ist.

Ich habe darauf schon 1910 in meiner Besprechung des Hilferdingschen „Finanzkapitals“ hingewiesen, in einem besonderen Kapitel über „Industrie und Landwirtschaft“, das mit den Worten beginnt:

Um zu erkennen, wie es trotzdem möglich wird, in der kapitalistischen Produktionsweise das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion immer wieder herzustellen, muß man noch eine weitere Scheidung der produzierten Waren nach ihrer leiblichen Besonderheit machen. Zu der Scheidung in Produktionsmittel und Konsumtionsmittel und der Scheidung der letzteren wieder in Luxusmittel und Güter des Massenverbrauchs muß sich noch die Unterscheidung von Produkten der Industrie und Produkten der Landwirtschaft gesellen. (Neue Zeit, XXIX, 1, S. 838.)

In anderer Weise entwickelte ich ungefähr um dieselbe Zeit den Unterschied zwischen Industrie und Landwirtschaft innerhalb der heutigen Produktionsweise in einem Kapitel meines Buches über Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft (14. Kapitel: Landwirtschaft und Kapitalismus).

## 2. Einfache Warenproduktion.

Wir werden die Beziehungen zwischen Industrie und Landwirtschaft am leichtesten erfassen, wenn wir sie zunächst in ihrer einfachsten Gestalt, bei einfacher Warenproduktion betrachten, wo der Arbeiter Besitzer seiner Produktionsmittel und Produkte ist und diese als Waren fertig auf den Markt bringt oder direkt für den Konsumenten, den Kunden herstellt.

Ursprünglich, noch vor diesem Stadium, war die industrielle Tätigkeit ein Teil der landwirtschaftlichen. Sie wurde innerhalb des landwirtschaftlichen Betriebes ausgeübt, oder vielmehr der einzelne wirtschaftliche Organismus war ebenso industrieller wie landwirtschaftlicher Natur. Er produzierte Lebensmittel und Rohstoffe und verarbeitete diese zu Produktions- und Konsumtionsmitteln. Dabei war bereits eine Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Mitgliedern des Betriebs möglich. Die einen konnten vorwiegend die Wartung des Viehs betreiben, andere den Feldbau, dritte das Spinnen und Weben, wieder andere die Verarbeitung von Holz und Metallen zu Werkzeugen usw. Diese Arbeitsteilung ist jedoch in bestimmte Grenzen gebannt, über die sie nicht hinaus kann, wenn nicht der Betrieb seinen Umfang und seine Mitgliederzahl erweitert. Dagegen kann die Arbeitsteilung sich weit rascher ausdehnen und ihre ökonomischen Vorteile entfalten, wenn einzelne Produzenten, und zwar Arbeiter von Rohstoffen, aus dem Betrieb austreten und statt bloß für diesen einen für mehrere Betriebe produzieren, von denen sie dafür Rohstoffe und Lebensmittel beziehen.

So bildet sich die Scheidung zwischen Industrie und Landwirtschaft. Damit wird aber auch der ununterbrochene Fortgang des Reproduktionsprozesses vom steten Fortgang der nötigen landwirtschaftlichen Zufuhr zur Industrie abhängig gemacht.

Der Ausgangspunkt und die Grundlage des ganzen Prozesses bleibt stets die Landwirtschaft, die Forstwirtschaft inbegriffen. Sie muß die nötigen Lebensmittel und auch einen großen Teil der Rohstoffe liefern, ehe die industrielle Tätigkeit vor sich gehen kann. Andererseits könnte wohl, wenigstens bei primitiven Verhältnissen, die Landwirtschaft eine Zeitlang die Industrie, diese aber nie die Landwirtschaft entbehren. Der landwirtschaftliche Produktionsprozeß kann eine Zeitlang ganz gut in der bisherigen Weise fortgehen, auch wenn die Werkzeuge und die Kleider seiner Arbeiter nicht erneuert werden. Dagegen kommt der industrielle Produktionsprozeß

sofort zum Stillstand, sobald auch nur vorübergehend die Zufuhr von Rohmaterialien und Lebensmitteln aufhört.

Es gibt zwei Wege, der Industrie diese Zufuhr zu sichern. Wo Industrielle (Handwerker) und Landwirte (Bauern) einander als Freie und Gleiche gegenüberreten, werden die Industriellen ihre Rohmaterialien und Lebensmittel nur auf dem Wege des Warenaustausches erlangen, auf Grundlage des Wertgesetzes. Sie werden sie also nur bekommen, wenn sie in den Bauern Käufer ihrer industriellen Produkte finden. Die Bauern müssen ihnen eine ebenso große Wertsumme von Produkten dieser Art abkaufen, als die Industriellen an landwirtschaftlichen Produkten benötigen.

Das wird nur dann eintreten, wenn zwischen der Produktion der beiden Gruppen eine bestimmte Proportionalität innegehalten wird.

Es gibt noch einen anderen Weg, der Industrie ihre Rohmaterialien und Lebensmittel zuzuführen: den, daß man sie den Bauern einfach ohne Entgelt nimmt. Er spielte historisch eine große Rolle und spielt sie heute noch in der Kolonialpolitik. Wir wollen aber die Untersuchung auf rein ökonomische Faktoren beschränken.

Die Proportionalität zwischen beiden Gruppen ist unter allen Umständen notwendig, sie unterliegt aber stets der Gefahr, durchbrochen zu werden. Einmal durch die Landflucht, die der Landwirtschaft Arbeitskräfte nimmt und der Industrie zuführt, und dann durch das Wachstum der Intelligenz und der Technik in den Städten, wodurch die Produktivität der Industrie leicht gesteigert wird. Das Produkt der Industrie hat also die Tendenz, rascher zu wachsen als das der Landwirtschaft, weil die Zahl der Produzenten und die Menge des Produkts pro Produzent in jener schneller zunimmt als in dieser.

Aber diese Tendenz nimmt unter der einfachen Warenproduktion selten gefährliche Formen an. Die Entwicklung des Handwerks, das Wachstum seiner Produktivität geht langsam vor sich. Und die Tendenz, die Produktion durch Ueberarbeit zu steigern, besteht im Handwerk noch nicht, denn der Industrielle müßte sie selbst leisten.

Die Vermehrung der Zahl der Arbeitskräfte in der Stadt durch Zustrom vom Lande wird aber leicht gehemmt durch große Sterblichkeit, die während jener Periode in den Städten oft herrscht. Auch wo solche nicht der Zunahme der städtischen Bevölkerung Schranken setzt, findet sie ihre Grenzen in den steigenden Schwierigkeiten der Zufuhr. Die Vermehrung der städtischen Bevölkerung hängt vom Stande der Verkehrswege ab; dadurch wird bestimmt, wie weit das Gebiet sein kann, aus dem sie ihre Rohstoffe und Lebensmittel bezieht. Je kleiner dies Gebiet, desto kleiner muß die Stadt bleiben. Die Verkehrswege waren früher in der Regel miserabel, selbst die Wasserwege bei ungenügender Technik der Schifffahrt oft wenig benutzbar. Das Gebiet daher sehr beschränkt, das der städtischen Industrie ihre Lebensquellen lieferte.

Die Ausdehnung des Warenaustausches zwischen Stadt und Land fand also bald ihre Schranken. Der **A n t r i e b** zur Erweiterung der industriellen Produktion durch Vermehrung der Arbeitslast des Handwerkers war gering und die **M ö g l i c h k e i t** ihrer Erweiterung durch Vermehrung der städtischen Arbeiterzahl beschränkt.



### 3. Die kapitalistische Produktion.

Einen starken Anstoß zu rascher Ausdehnung erhält die industrielle Produktion erst durch das Erstarken des Systems der Lohnarbeit, die Ersetzung der einfachen durch kapitalistische Warenproduktion.

Der Kapitalist arbeitet — als Kapitalist — nicht selbst in seinem Betrieb. Die Hemmungen, die den selbständigen Handwerker veranlassen, die Arbeitszeit nicht übermäßig auszudehnen, bestehen für ihn nicht. Notabene, hier ist vom Handwerker in der Blütezeit des Handwerks die Rede, der nicht durch kapitalistische Konkurrenz zu übermäßiger Abrackerei auch von Weib und Kind und Lehrlingen gezwungen wird.

Der Kapitalist läßt seine Arbeiter für sich arbeiten. Deren Arbeitsqual geniert ihn nicht. Für ihn ist ihre Arbeit um so mehr eine Lust, je länger sie dauert, denn um so größer der Ueberschuß des Wertes, den sie erzeugen, über den Betrag ihres Lohnes hinaus, um so größer sein Profit, also sein Einkommen.

Aber der einzelne Kapitalist kann die Produktion nicht bloß durch Ausdehnung der Arbeitszeit vermehren. Diese Ausdehnung hat ihre physischen Grenzen, wie rücksichtslos sie auch gehandhabt werden mag. Keine derartigen Grenzen hat dagegen die Zahl der Arbeiter, die ein industrieller Kapitalist beschäftigen kann. Ob es 10, ob 100, ob 1000 sind, hängt nur von der Größe seines Geldbeutels ab. Jeder beschäftigte Arbeiter mehr bedeutet aber eine Vermehrung der Masse seines Profits, also seines Einkommens.

Allerdings, die Art, in der der Kapitalist seine Arbeiter beschäftigt, hängt nicht von seinem Belieben ab, sondern von technischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Wenn er tausend Arbeiter ausbeutet, so mag er zunächst gezwungen sein, es als Verleger zu tun, der jeden einzeln als Heimarbeiter zu Hause arbeiten läßt. Aber sobald er viele Arbeiter gleichzeitig beschäftigt, ersteht auch die Möglichkeit, sie alle oder doch mehrere an einem Arbeitsort zu vereinigen und gemeinsam arbeiten zu lassen. Damit entstehen die Vorbedingungen des auf der Arbeitsteilung beruhenden kapitalistischen Großbetriebs, der zur Manufaktur, zur Fabrik, zu einem modernen Riesenbetrieb wird. Dabei wächst, wenigstens bisher, immer mehr die Anzahl der Arbeiter in einem Betrieb, noch weit rascher wächst aber der Umfang der Produktionsmittel (Bauten, Maschinen, Rohmaterialien) des einzelnen Betriebes, immer rascher wächst die Kapitalsumme, die zur Anwendung eines Arbeiters erheischt ist.

In demselben Maße, in dem die Summe der Profite des einzelnen Kapitalisten zunimmt, wächst daher der Prozentanteil dieser Summe, den der Kapitalist nicht konsumieren darf, sondern zurücklegen, akkumulieren muß, will er die Summe seiner Profite weiterhin vermehren. Die Möglichkeiten der Akkumulation von Kapital sind jedoch in der Landwirtschaft bei weitem nicht so groß wie in der Industrie. Diese geringere Möglichkeit der Akkumulation darf man natürlich nicht in dem Sinne verstehen, daß die kapitalistisch produzierenden Landwirte und die Großgrundbesitzer geringere Möglichkeiten hätten, Kapitalien anzusammeln, als die Industriellen. Aber nicht jedes Kapital, das ein Landwirt akkumuliert, wird dadurch schon landwirtschaftliches Kapital. Es kann auch in der Form von Aktien in der

Industrie oder im Eisenbahnwesen usw. angelegt werden. Die Möglichkeit, das angesammelte Kapital in der Landwirtschaft anzuwenden, die kapitalistische Produktion in ihr auszudehnen, ist innerhalb eines bestimmten Gebietes geringer als die Möglichkeit der kapitalistischen Ausdehnung der Industrie im gleichen Gebiet. Die Ursache davon liegt in einer Reihe technischer und gesellschaftlicher Faktoren.

Die Landwirtschaft hat mit der Produktion und Reproduktion lebender Organismen zu tun, die sich nicht willkürlich durch eine Vermehrung der aufgewendeten Arbeit beschleunigen oder ausdehnen läßt. Dagegen läßt sich die Industrie stets erweitern, wenn sie über genügende Rohstoffe und Arbeitskräfte verfügt.

Andererseits ist die Vermehrung der Arbeiterzahl in einem Betrieb in der Landwirtschaft viel schwieriger als in der Industrie, weil diese viel mehr vom Boden losgelöst ist als jene. Wenn ein industrieller Kapitalist über die nötigen Geldmittel verfügt, wird er kaum Schwierigkeiten in dem Mangel an Raum finden, seinen Betrieb, der zehn Arbeiter beschäftigt, so zu erweitern, daß er 100 beschäftigt. So viel Boden, als er braucht, seine Fabrik zu vergrößern oder eine größere Fabrik neu zu bauen, wird er in der Regel stets finden. Ganz anders der Landwirt. Will er zehnmal mehr Arbeiter beschäftigen wie bisher, muß er bei gleichbleibender Art des Betriebes den Grund und Boden, über den er verfügt, ums Zehnfache vergrößern. Dabei stößt er jedoch auf allen Seiten auf das Privateigentum seiner Nachbarn, die er verdrängen muß, soll er seinen Betrieb erweitern. Das wird ihm meist unmöglich sein, aber selbst wenn es ihm gelänge, verlieren seine Nachbarn an Bodenfläche und damit an Arbeitern — wie gesagt, bei gleichbleibender Betriebsweise — so viel, wie er gewinnt, die Menge der Arbeiter wird nicht vergrößert, die die Landwirtschaft des Staates im allgemeinen beschäftigt. Daß die einzelnen Betriebe der Landwirtschaft an Ausdehnung wachsen und gleichzeitig an Zahl zunehmen und die von der gesamten Landwirtschaft beschäftigte Arbeiterzahl vermehrt wird, ist in einem Lande, dessen Boden bereits besetzt ist, bei gleichbleibender Betriebsweise ausgeschlossen. In der Industrie kann dagegen sehr wohl gleichzeitig die Durchschnittsgröße des Betriebs, die Zahl der Betriebe und die Menge der insgesamt beschäftigten Arbeiter wachsen, auch bei gleichbleibender Technik.

Die Entwicklung der Technik selbst wirkt wieder anders auf die Industrie wie auf die Landwirtschaft. Ueberall geht ihre Tendenz dahin, die Zahl der Arbeiter im Verhältnis zum aufgewandten Kapital und zum erzielten Produkt zu vermindern. In der Industrie ist indes diese Abnahme bisher meist bloß eine relative, nicht eine absolute. Sie bewirkt nicht, daß die Zahl der industriellen Arbeiter abnimmt, sondern nur, daß das aufgewandte Kapital und die erzielte Produktmenge noch schneller zunimmt als die Zahl der beschäftigten Arbeiter.

In der Landwirtschaft dagegen ist die durch den Fortschritt der Technik bewirkte Abnahme der Arbeiterzahl nicht bloß eine relative, sondern vielfach auch eine absolute.

Die Wirkung dieser Verschiedenheiten wird noch verstärkt durch einen Umstand, auf den schon bei Betrachtung der einfachen Warenproduktion hingewiesen worden: bei der Loslösung der Industrie von der Landwirtschaft bleibt diese die Grundlage des ganzen wirtschaftlichen Betriebes. Ohne

stete Zufuhr neuer Produkte der Landwirtschaft können wir keinen Moment weiterleben. Dagegen könnten wir zur Not das Ausbleiben einer ganzen Reihe industrieller Produkte eine Zeitlang aushalten. Wir wären in der Stadt schlecht daran, bekämen wir nicht jeden Tag Mehl und Milch, Fleisch und Gemüse zugeführt. Dagegen würden wir nicht zugrunde gehen, wenn wir unseren abgetragenen Rock und Hut noch einige Zeit weiter tragen müßten. So könnte zum Beispiel auch der Baumwollspinner ohne stete Zufuhr von Baumwolle seinen Betrieb nicht fortführen; sind aber seine Spinnmaschinen alt geworden, so kann er sie vielleicht doch noch ein Jahr lang, freilich nur mit Ach und Krach, weiter benutzen, wenn er neue nicht vorfindet oder noch nicht erwerben will.

Aber nicht nur das.

Die Massenprodukte der Landwirtschaft sind auch weit weniger mannigfaltig als die der Industrie und ihr Gebrauchswert weit weniger wechselnd. Getreide und Milch, Fleisch und Kartoffeln bilden allenthalben die vornehmsten Nahrungsmittel; sie unterliegen keiner Mode. Will jemand dagegen etwa einen neuen Rock anschaffen, wie vielerlei Stoffe stehen ihm da zur Auswahl zu Gebote! Und wie rasch wechselt deren Mode! Und der Spinner, der neue Spinnmaschinen anschaffen will, hat auch unter zahlreichen Arten die Auswahl, und der technische Fortschritt fördert immer neue, bessere zutage.

Das alles bewirkt, daß in der kapitalistischen Industrie ein Faktor mit aller Macht wirkt, der in der Landwirtschaft auch bei kapitalistischem Betrieb nur wenig Bedeutung hat: die Konkurrenz, der Kampf der verschiedenen Betriebe untereinander um den Absatz. Der Industrielle muß weit mühsamer um den Absatz seiner Produkte ringen als der Landwirt. Soweit dieser Absatzschwierigkeiten findet, liegt das mehr am Zwischenhändler als an den anderen Landwirten.

Und die Sachlage verschiebt sich dabei immer mehr zuungunsten der Industrie, je rascher deren Kapital akkumuliert, je mehr die Landwirtschaft dahinter zurückbleibt, je mehr die industrielle Bevölkerung wächst und nach vermehrten Nahrungsmitteln und Rohstoffen verlangt, je geringer dagegen die landwirtschaftliche Bevölkerung und je beschränkter daher die Nachfrage ihrer Gesamtheit nach industriellen Produkten.

Im Konkurrenzkampf hat aber der größere und der technisch vollkommene Betrieb bessere Aussichten, sich zu behaupten, als der kleinere. Je stärker der Konkurrenzkampf, um so mehr muß jeder industrielle Betrieb suchen, zu wachsen, sich zu erweitern und technisch auf das vollkommenste auszustatten.

Wir haben bisher die Akkumulation des Kapitals bloß vom Standpunkt der *Unnehmlichkeiten* betrachtet, die sie dem einzelnen Kapitalisten bietet, der durch sie seinen Profit und damit auch seinen Konsum steigern kann. Wir lernen sie jetzt von einer anderen Seite kennen. Sie bietet nicht bloß einen Vorteil für den industriellen Kapitalisten, dessen Anwendung oder Nichtanwendung ihm freisteht, auf den er nach Belieben verzichten kann. Sie wird immer mehr eine *Notwendigkeit* für ihn, deren er nicht entraten kann. Seinen Betrieb stetig zu vergrößern und den Absatz seiner Produkte stetig zu steigern, wird jetzt zu einer Lebensbedingung für

ihn. Die Vermehrung seiner Produkte ist nicht mehr eine bloße Folge der Vermehrung der Nachfrage nach ihnen. Er muß jetzt seine Produktion unter allen Umständen immer weiter ausdehnen, und wenn die Nachfrage nach ihnen nicht von selbst in gleichem Maße steigt, muß er alle Kräfte aufwenden, diese Nachfrage künstlich zu vergrößern, den Markt zu erweitern.

Die Intensität der industriellen Konkurrenz ist eine Folge davon, daß der Drang und die Möglichkeit zur Akkumulation von Kapital und zur Erweiterung der Produktion in der Industrie weit größer sind als in der Landwirtschaft; aus einer Folge wird diese Triebkraft ihrerseits zu einer der mächtigsten Ursachen, jenen Unterschied zwischen Industrie und Landwirtschaft zu vergrößern.

Hieraus entspringt ein wichtiges Problem.

Die Industrie muß sich innerhalb der kapitalistischen Bedingungen aufs rascheste entwickeln, soll nicht die Gesellschaft in größtes Elend versinken. Die Landwirtschaft stößt immer mehr Arbeiter ab. Auch wo ihre Arbeiterzahl gleich bleibt, drängt sie ihren ganzen Bevölkerungszuwachs in die Stadt. Die Industrie zieht immer mehr Arbeitskräfte an sich; grauenvolle Arbeitslosigkeit ist die Folge, wenn die Industrie nicht rasch wächst. Andererseits drängt die Konkurrenz die Kapitalisten um so mehr, ihre Betriebe zu erweitern und zu verbessern, je stärker sie wütet. Jedes Nachlassen in der entsprechenden Erweiterung des Absatzes zieht verheerende Bankrotte nach sich.

Soll aber die Industrie wachsen, muß die Landwirtschaft ihre Produktion und ihre Bevölkerung in gleichem Maße ausdehnen; sie muß die Mengen der Rohstoffe und Lebensmittel in demselben Maße vermehren, in dem der Bedarf der Industrie danach zunimmt; und sie muß im gleichen Maße mehr Produkte der Industrie verzehren, mit denen die der Landwirtschaft gekauft werden.

Wie ist das möglich, wenn die Akkumulation des Kapitals in der Industrie weit rascher vor sich geht als in der Landwirtschaft?

Was Malthus als ein Naturgesetz der Bevölkerung ansah, daß sie die Tendenz hat, sich rascher zu vermehren als die Lebensmittel, jene in geometrischer Progression, wie 1, 2, 4, 8, 16, diese in arithmetischer, wie 1, 2, 3, 4, 5, das stellt sich heraus als ein ökonomisches Gesetz der kapitalistischen Akkumulation, das aber nicht weniger quälend ist als jenes, als ein Gesetz, das sagt, daß die industrielle Bevölkerung eines Gebiets wächst wie 1, 2, 4, 8, 16, indes die landwirtschaftliche Bevölkerung des gleichen Gebiets stabil bleibt oder abnimmt. Und gleichzeitig wächst die Produktenmasse pro Arbeiter in der Industrie rascher als in der Landwirtschaft. Die Akkumulation des Kapitals würde tatsächlich, wenn auch nicht unmöglich, so doch sehr erschwert und in enge Grenzen gebannt, wenn die kapitalistische Industrie einer Stadt, eines Industriebezirks oder eines Staates sich auf jenes Landgebiet als ihren Lieferanten und Abnehmer beschränkte, das ihr in ihren Anfängen dazu diente. Die kapitalistische Akkumulation kann in der Industrie nur dann ungehindert vor sich gehen und sich frei entfalten, wenn sie das landwirtschaftliche Gebiet, das ihr als Lieferant und Abnehmer dient, beständig erweitert, was eine stete Erweiterung und Verbesserung der Verkehrsmittel notwendig macht.

#### 4. Akkumulation und Imperialismus.

Wir haben gesehen, wie der ungestörte Fortgang des Produktionsprozesses die Voraussetzung erheischt, daß die verschiedenen Produktionszweige alle in richtigem Verhältnis produzieren, daß aber ein stetes Streben nach Durchbrechung dieses Verhältnisses innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise besteht, weil sie die Tendenz hat, innerhalb eines bestimmten Gebiets die industrielle Produktion weit rascher zu entwickeln als die landwirtschaftliche. Das wird auf der einen Seite eine mächtige Ursache periodischer Krisen, die stets industrielle Krisen sind und in denen sich das richtige Verhältnis der verschiedenen Produktionszweige immer wieder durchsetzt. Auf der anderen Seite wird dadurch der Drang nach Ausdehnung des landwirtschaftlichen Gebiets, das der Industrie Lebensmittel und Rohstoffe, aber auch Abnehmer liefert, immer stärker, je gewaltiger die Ausdehnungsfähigkeit der kapitalistischen Industrie.

Da die Bedeutung des agrarischen Gebiets für die Industrie eine zweifache ist, kann sich auch ein Mißverhältnis zwischen Industrie und Landwirtschaft auf zweifache Weise äußern. Das eine Mal dadurch, daß der Absatz der Industrieprodukte in den agrarischen Gebieten nicht so rasch wächst wie die industrielle Produktion, was als *Ueberproduktion* erscheint. Und dann dadurch, daß die Landwirtschaft nicht so viel Lebensmittel und Rohstoffe liefert, als die rasch wachsende industrielle Produktion verlangt, was die Form der *Teuerung* annimmt.

Die beiden Erscheinungen scheinen einander auszuschließen und hängen doch eng miteinander zusammen, soweit sie dem Mißverhältnis zwischen industrieller und landwirtschaftlicher Produktion entspringen und nicht etwa anderen Ursachen, zum Beispiel dem Wechsel der Goldproduktion oder Veränderungen in den Machtverhältnissen der Produzenten gegenüber den Konsumenten durch Kartelle, Handelspolitik, Steuerpolitik und dergleichen. Die eine der beiden Erscheinungen, Teuerung und Ueberproduktion, geht auch leicht in die andere über dort, wo sie aus dem in Rede stehenden Mißverhältnis herrühren. Ein Steigen der Preise bildete stets die Einleitung der Krisen, die als Ueberproduktion auftraten und einen Preissturz herbeiführten.

Andererseits kann aber auch das stete Streben der kapitalistischen Industrienationen nach Erweiterung des mit ihnen im Austauschverhältnis stehenden landwirtschaftlichen Gebiets die verschiedensten Formen annehmen. Mit dem Nachweis, daß jenes Streben eine Lebensbedingung des Kapitalismus bildet, ist noch lange nicht nachgewiesen, daß irgendeine dieser Formen eine unerläßliche Notwendigkeit für die kapitalistische Produktionsweise bedeutet.

Eine besondere Form des fraglichen Strebens ist der *Imperialismus*. Ihm ging eine andere Form voraus, die des *Freihandels*. Er wurde vor einem halben Jahrhundert ebenso als das letzte Wort des Kapitalismus angesehen wie heute der Imperialismus.

Der Freihandel kam zur Herrschaft durch die Uebermacht der kapitalistischen Industrie Englands. Großbritannien sollte die Werkstatt der Welt und wiederum die Welt das agrarische Gebiet werden, das Englands Industrieerzeugnisse abnahm und ihm dafür Lebensmittel und Rohstoffe sandte.

Als das souveräne Mittel, dieses agrarische Gebiet stets in dem Maße zu erweitern, dessen die englische Industrie bedurfte, galt der *Freihandel*, bei dem alle Beteiligten profitieren sollten. In der Tat waren die Agrarier der Länder, die ihre Produkte nach England ausführten, ebenso eingefleischte Freihändler wie die Industriellen Englands.

Trotzdem sollte dieser schöne Traum internationaler Harmonie rasch ein Ende nehmen. Das industrielle Gebiet ist in der Regel dem agrarischen überlegen und beherrscht dieses. Das galt früher von der Stadt gegenüber dem flachen Lande, das gilt jetzt von dem Industriestaat gegenüber dem Agrarstaat. Ein Staat, der ein agrarischer bleibt, verkommt politisch, meist auch ökonomisch, verliert in dieser wie in jener Beziehung seine Selbstständigkeit. Das Streben nach Erhaltung oder Gewinnung der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Nation erzeugt daher innerhalb des Kreises der internationalen kapitalistischen Zirkulation überall notwendigerweise das Streben nach Bildung einer eigenen Großindustrie, die unter den gegebenen Verhältnissen eine kapitalistische ist. Die Fortschritte des Absatzes der ausländischen Industrieprodukte im Agrarstaat schaffen selbst eine Reihe von Vorbedingungen dazu. Sie zerstören die inländische vorkapitalistische Industrie und setzen damit viele Arbeitskräfte frei, die dem Kapital als Lohnarbeiter zur Verfügung stehen. Diese Arbeiter wandern in andere Staaten mit wachsender Industrie, wenn sie in der Heimat keine Verwendung finden, ziehen es aber vor, zu Hause zu bleiben, wo sie den Aufbau einer kapitalistischen Industrie erleichtern. Das ausländische Kapital selbst strömt in das agrarische Land, zunächst um es zu erschließen, durch Eisenbahnbauten, dann auch, um seine Rohstoffproduktion zu entwickeln, wozu nicht bloß die Landwirtschaft, sondern auch die extraktive Industrie gehört, der Bergbau. Die Möglichkeit, solchen kapitalistischen Unternehmungen andere hinzuzufügen, wächst. Es hängt dann vornehmlich von der politischen Kraft des Staates ab, ob er eine selbständige kapitalistische Industrie entwickelt.

Zunächst waren es die westlichen Staaten Europas und die östlichen der Vereinigten Staaten Amerikas, die sich im Gegensatz zur englischen Industrie aus Agrarstaaten zu Industriestaaten entwickelten. Dem englischen Freihandel setzten sie den Schutzzoll entgegen; an Stelle der von England erstrebten Arbeitsteilung in der Welt zwischen der englischen Industriewerkstatt und der landwirtschaftlichen Produktion aller anderen Gebiete setzten sie die Teilung der noch frei verbliebenen agrarischen Gebiete der Welt, soweit sie widerstandslos waren, unter die industriellen Großstaaten. Darauf reagierte England. Damit setzte der Imperialismus ein.

Besonders gefördert wurde er durch das System der Kapitalexportation nach den agrarischen Gebieten, das gleichzeitig mit ihm aufkam.

Das Wachstum der Industrie in den kapitalistischen Staaten geht heute so rapid vor sich, daß die Erweiterung des Marktes nach den Methoden, wie sie bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts betrieben wurden, nicht mehr ausreicht. Bis dahin hatte man sich mit den primitiven Beförderungsmitteln begnügt, die in den agrarischen Gebieten bestanden, vornehmlich mit den Wasserstraßen, die früher allein Massentransporte von Lebensmitteln und Rohstoffen möglich machten. Eisenbahnen waren bis

dahin fast nur in hochindustriellen, dichtbevölkerten Gebieten gebaut worden. Nun wurden sie ein Mittel, dünnbevölkerte agrarische Gebiete zu erschließen, deren Produkte zu befähigen, zu Märkte zu kommen, aber auch deren Bevölkerung und Produktion zu vermehren.

Solche Gebiete besaßen aber keinerlei Mittel, die Eisenbahnbauten selbst vorzunehmen. Das dazu nötige Kapital sowie die leitenden Arbeitskräfte wurden von den industriellen Nationen geliefert. Sie schossen das Kapital vor, erhöhten dadurch die Ausfuhr von Eisenbahnmaterial, vermehrten jedoch auch die Mittel der neuerschlossenen Gebiete, mit Lebensmitteln und Rohstoffen industrielle Produkte der kapitalistischen Nationen zu kaufen. Der Stoffwechsel zwischen Landwirtschaft und Industrie wurde so gewaltig gesteigert.

Sollte aber eine Eisenbahn in der Wildnis ein profitables Geschäft, ja sollte sie auch nur möglich werden, sollte sie die nötigen Arbeitskräfte zu ihrer Erbauung, die nötige Sicherheit für ihren Betrieb und ihre Forderungen erhalten, mußte eine Staatsgewalt vorhanden sein, stark und rücksichtslos genug, die Interessen der fremden Kapitalisten zu schützen und zugleich diesen Interessen blind ergeben. Das besorgte natürlich am besten die Staatsgewalt dieser Kapitalisten selbst. Das gleiche galt, wo sich die Möglichkeit zum Abbau reicher Erze oder zur vermehrten Produktion von Handelspflanzen, zum Beispiel Baumwolle, durch den Bau großer Bewässerungsanlagen bot — Unternehmungen, die ebenfalls nur durch Kapitalausfuhr aus den kapitalistischen Ländern möglich wurden.

So wuchs mit dem Drange nach gesteigerter Kapitalausfuhr aus den Industrieländern in die agrarischen Gebiete der Welt auch das Streben, diese Gebiete ihrer Staatsgewalt zu unterwerfen.

Dazu kam noch ein sehr wirksames Moment: Die Kapitalienausfuhr kann in dem agrarischen Gebiet, in das sie gerichtet wird, sehr verschieden wirken. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie schlecht heute ein Agrarland daran ist, wie sehr es im Interesse seines Gedeihens, ja seiner Selbstständigkeit trachten muß, ein Industrieland zu werden. In Agrarstaaten, die die nötige Kraft besitzen, ihre Selbstständigkeit zu wahren, wird das zu ihnen eingeführte Kapital nicht bloß zum Bau von Eisenbahnen benutzt, sondern auch zur Entwicklung einer eigenen Industrie — so in den Vereinigten Staaten und in Rußland. Unter solchen Umständen fördert die Kapitalienausfuhr aus den alten kapitalistischen Staaten nur vorübergehend die eigene industrielle Ausfuhr. Sie lähmt diese bald durch Aufziehung einer starken industriellen Konkurrenz im Agrargebiet. Der Wunsch, dem entgegenzuwirken, wird für die kapitalistischen Staaten ein neues Motiv, sich die agrarischen Gebiete direkt — als Kolonie — oder indirekt — als Einflußsphäre — zu unterwerfen, um sie hindern zu können, eine eigene Industrie zu entwickeln, um sie zu zwingen, sich ganz auf die agrarische Produktion zu beschränken.

Dies die wichtigsten Wurzeln des Imperialismus, der den Freihandel abgelöst hat.

Bildet er nun die letzte mögliche Erscheinungsform der kapitalistischen Weltpolitik oder ist noch eine andere möglich? Mit anderen Worten: Bietet der Imperialismus die einzige noch mögliche Form, den Wechselverkehr

zwischen Industrie und Landwirtschaft innerhalb des Kapitalismus auszu-  
dehnen?

Das ist die Frage.

Darüber ist kein Zweifel: der Bau von Eisenbahnen, die Ausbeutung von Bergwerken, die gesteigerte Produktion von Rohstoffen und Lebensmitteln in den agrarischen Ländern ist eine Lebensnotwendigkeit für den Kapitalismus geworden. So wenig die Kapitalistenklasse Selbstmord verüben will, so wenig wird sie, wird irgendeine der bürgerlichen Parteien darauf verzichten. Die agrarischen Gebiete zu beherrschen, ihre Bevölkerung zu rechtlosen Sklaven herabzudrücken, ist mit diesem Streben zu eng verbunden, als daß auch dagegen irgendeine bürgerliche Partei sich ernsthaft erheben würde. Die Unterjochung dieser Gebiete wird ein Ende erst nehmen, wenn entweder ihre Bevölkerung oder wenn das Proletariat der kapitalistischen Industrieländer stark genug geworden ist, das kapitalistische Joch zu zerbrechen.

Diese Seite des Imperialismus ist nur durch den Sozialismus zu überwinden.

Aber der Imperialismus hat noch eine andere Seite. Das Streben nach Befestigung und Unterjochung der agrarischen Gebiete hat starke Gegensätze zwischen den kapitalistischen Industriestaaten hervorgerufen, Gegensätze, die bewirkten, daß das Wettrüsten, das ehemals nur eines der Landrüstungen war, nun auch eines der Seerüstungen wurde und die es in letzter Linie verursacht haben, daß der schon lange prophezeite Weltkrieg nun zur Tatsache geworden ist. Ist auch diese Seite des Imperialismus eine Notwendigkeit für den Fortbestand des Kapitalismus, eine, die nur mit ihm selbst zu überwinden ist?

Eine ökonomische Notwendigkeit für eine Fortsetzung des Wettrüstens nach dem Weltkrieg liegt nicht vor, auch nicht vom Standpunkt der Kapitalistenklasse selbst, sondern höchstens vom Standpunkt einiger Rüstungsinteressenten.

Umgekehrt wird gerade die kapitalistische Wirtschaft durch die Gegensätze ihrer Staaten aufs äußerste bedroht. Jeder weitersehende Kapitalist muß heute seinen Genossen zurufen: Kapitalisten aller Länder, vereinigt euch!

Da haben wir zunächst die wachsende Opposition der höher entwickelten unter den agrarischen Gebieten, die nicht bloß den einen oder den anderen imperialistischen Staat, sondern sie alle gemeinsam bedroht. Das gilt sowohl vom Erwachen Ostasiens und Indiens wie von der panislamitischen Bewegung in Vorderasien und Nordafrika.

Dazu gesellt sich der wachsende Widerstand des Proletariats der Industrieländer gegen jegliche Mehrbelastung durch neue Steuern.

Zu alledem kam schon vor dem Krieg die bedenkliche Erscheinung hinzu, daß seit dem Balkankrieg das Wettrüsten sowie die Kosten der kolonialen Ausdehnung eine Höhe erreicht hatten, die den raschen Fortgang der Akkumulation von Kapital und damit die Kapitalausfuhr, also die ökonomische Grundlage des Imperialismus selbst bedrohte.

Die industrielle Akkumulation im Inland ging immer noch vor sich dank dem Fortschritt der Technik. Aber die Kapitalisten drängten nicht mehr nach Ausfuhr. Das zeigte sich schon darin, daß die europäischen Staaten selbst



im Frieden Schwierigkeiten hatten, ihre eigenen inneren Anleihen zu decken. Der Zinsfuß, den sie bewilligen mußten, stieg.

So betrug zum Beispiel der Durchschnittskurs der

	dreiprozentigen Reichsanleihe	dreiprozentigen französischer Rente
1905 . . . . .	89	99
1910 . . . . .	85	97
1912 . . . . .	80	92
Mitte 1914 . . . . .	77	83

Das würde nach dem Krieg nicht besser, sondern schlechter werden, wenn das Wettrüsten und seine Anforderungen an den Kapitalmarkt fortzuführen, zu wachsen.

Damit gräbt der Imperialismus sein eigenes Grab. Aus einem Mittel, den Kapitalismus zu entwickeln, wird er eines, ihn zu hemmen.

Deswegen braucht dieser noch nicht am Ende seines Lateins zu sein. Rein ökonomisch betrachtet kann er sich weiterentwickeln, solange es der wachsenden Industrie der alten kapitalistischen Staaten möglich ist, eine entsprechende Ausdehnung der landwirtschaftlichen Produktion hervorzurufen, was freilich mit der zunehmenden Größe des jährlichen Wachstums der Industrie der Welt und der steten Verkleinerung des noch unererschlossenen agrarischen Gebiets immer schwieriger wird.

Solange diese Grenze nicht erreicht ist, kann er wohl an der steigenden politischen Opposition des Proletariats scheitern, braucht er aber nicht an einem ökonomischen Zusammenbruch zugrunde zu gehen.

Ein solcher ökonomischer Bankrott würde dagegen vorzeitig herbeigeführt durch eine Fortsetzung der jetzigen Politik des Imperialismus.

Diese Politik des Imperialismus läßt sich nicht lange mehr fortsetzen.

Natürlich, wäre die jetzige Politik des Imperialismus unerläßlich zur Fortführung der kapitalistischen Produktionsweise, dann vermöchten die eben erwähnten Faktoren keinen nachhaltigen Eindruck auf die herrschenden Klassen zu machen und sie nicht zu veranlassen, ihren imperialistischen Tendenzen eine andere Richtung zu geben. Wohl aber ist dies möglich dann, wenn der Imperialismus, das Streben jedes kapitalistischen Großstaates nach Ausdehnung des eigenen Kolonialreiches im Gegensatz zu den anderen Reichen dieser Art, nur eines unter verschiedenen Mitteln darstellt, die Ausdehnung des Kapitalismus zu fördern.

Man kann vom Imperialismus sagen, was Marx einmal vom Kapitalismus sagt: Das Monopol erzeugt die Konkurrenz und die Konkurrenz das Monopol.

Die wütende Konkurrenz der Riesenbetriebe, Riesenbanken und Milliardäre erzeugte den Kartellgedanken der großen Finanzmächte, die die kleinen schluckten. So kann auch jetzt aus dem Weltkrieg der imperialistischen Großmächte ein Zusammenschluß der stärksten unter ihnen hervorgehen, der ihrem Wettrüsten ein Ende macht.

Vom rein ökonomischen Standpunkt ist es also nicht ausgeschlossen, daß der Kapitalismus noch eine neue Phase erlebt, die Uebertragung der Kartellpolitik auf die äußere Politik, eine Phase des Ultraimperialismus, den wir natürlich ebenso energisch bekämpfen müßten wie den Imperialismus, dessen Gefahren aber in anderer Richtung lägen, nicht in der des Wettrüstens und der Gefährdung des Weltfriedens.

Die hier gegebenen Ausführungen wurden abgefaßt, ehe Oesterreich uns mit seinem Ultimatum an Serbien überraschte. Sein Konflikt mit diesem entsprang nicht ausschließlich imperialistischen Tendenzen. In Osteuropa spielt der Nationalismus noch eine Rolle als revolutionäre Triebkraft, und der jetzige Konflikt zwischen Oesterreich und Serbien hat ebenso eine nationalpolitische wie eine imperialistische Wurzel. Oesterreich versuchte imperialistische Politik zu treiben, es annektierte Bosnien und machte Wien, Albanien in seine Einflußsphäre einzu beziehen.

Dadurch erweckte es den nationalistischen Widerstand Serbiens, das sich von Oesterreich bedroht fühlte und nun seinerseits eine Gefahr für den Bestand Oesterreichs wurde.

Der Weltkrieg wurde herbeigeführt nicht dadurch, daß der Imperialismus eine Notwendigkeit für Oesterreich war, sondern dadurch, daß es wegen seiner Struktur durch seinen Imperialismus sich selbst gefährdet hat. Imperialismus konnte nur ein Staat treiben, der innerlich fest geschlossen war und der sich agrarische Gebiete angliederte, die kulturell weit unter ihm standen. Hier wollte aber ein national zerklüfteter, halb slavischer Staat Imperialismus treiben auf Kosten eines slavischen Nachbarn, dessen Kultur der Kultur der benachbarten Teile des Gegners ebenbürtig ist.

Diese Politik konnte freilich so ungeahnte, ungeheure Folgen nur hervorgerufen durch die Gegensätze und Verstimmungen, die der Imperialismus zwischen anderen Großmächten geschaffen hat. Noch sind nicht alle Konsequenzen zutage getreten, die der jetzige Weltkrieg in seinem Schoße birgt. Er kann noch dazu führen, daß die imperialistischen Tendenzen und das Wettrüsten sich zunächst verschärfen — dann wäre der Friede, der ihm folgt, nur ein kurzer Waffenstillstand. Rein ökonomisch betrachtet, hindert jedoch nichts mehr, daß diese gewaltige Entladung schließlich den Imperialismus ablöst durch eine heilige Allianz der Imperialisten. Je länger der Krieg dauert, je mehr er alle Beteiligten erschöpft und vor einer baldigen Wiederholung des Waffenganges zurückschauern läßt, desto näher rücken wir der letzteren Lösung, so unwahrscheinlich sie jetzt noch scheinen mag.

## Vom Wirtschaftsmarkt.

### Die deutsche und englische Kriegsfinanzlage.

Eisenbahnverkehr und Massenstreik — Elastizität der kapitalistischen Wirtschaft — keine Bankkatastrophen — Reichsbantpolitik — Die Reichsbank in den ersten vier Kriegswochen — Wie stehts mit der Kriegsanleihe? — Geldmarkt und Preußische Bank zu Beginn des Krieges von 1870/71 — Die Lage des Geldmarktes in England.

Berlin, 4. September 1914.

Noch ist die fünfte Kriegswoche nicht zu Ende, und doch hat der bisherige Verlauf der militärischen Operationen wie die Gestaltung des Wirtschaftslebens bereits so manche Anschauungen über den Haufen geworfen, die noch vor wenigen Monaten als unanfechtbare Resultate gründlichster Beobachtung galten. Man braucht nur die früheren Prophezeiungen über die ersten volkswirtschaftlichen Folgen des Ausbruchs eines Krieges zwischen den europäischen Großmächten mit den sich heute vor unseren Augen abspielenden Vorgängen zu vergleichen, und jeder, der nicht aus eitler Rechthaberei ge-

waltfam die Augen vor den Tatsachen verschließt, wird zugestehen müssen, daß es in mancher Hinsicht ganz anders gekommen ist, wie er so oft in Zeitungen und in gelehrten Schriften gelesen und — geglaubt hat. Wo Theoretiker und Praktiker schwierige Probleme aufsteigen sahen, sind sie ausgeblieben oder es ist doch ihre Lösung unter verhältnismäßig geringen Erschütterungen des Wirtschaftslebens gelungen, während andererseits wieder einzelne Probleme, wie z. B. die Arbeitslosenfrage, schnell eine Bedeutung erlangt haben, die früher wohl von niemandem vorausgesehen worden ist.

Wie oft ist beispielsweise nicht in Versammlungen gesagt worden, wenn bei einem Massenstreik der Eisenbahnverkehr auch nur wenige Tage lahmgelegt würde, müsse unfehlbar die kapitalistische Wirtschaft zusammenbrechen, denn mit der kapitalistischen Entwicklung wäre das innere Gefüge des wirtschaftlichen Aufbaues immer differenzierter und komplizierter, immer feiner und empfindlicher geworden, so daß schon die geringste Störung eines Teiles des weitverzweigten ineinandergreifenden Mechanismus sofort eine völlige Erschütterung des gesamten Wirtschaftskörpers nach sich ziehen müsse. Nun ist nach der Kriegserklärung der ganze Bahnbetrieb Deutschlands fast vierzehn Tage lang für den privaten Personen- und den Frachtverkehr so gründlich gesperrt gewesen, wie es kein Massenstreik zu erreichen vermag, doch der prophezeite Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft ist nicht erfolgt. Wohl ist eine gewisse Erschütterung eingetreten, eine mehr oder minder starke Preissteigerung auf lokalen Märkten, die aber, soviel läßt sich schon heute mit ziemlicher Sicherheit feststellen, weit weniger durch die Stockung des Frachtverkehrs herbeigeführt worden ist, als durch die plötzlichen starken Ankäufe von Lebensmitteln für die Heeresmannschaften und durch die vielfach von Wohlhabenden vorgenommene übertriebene Verproviantierung ihres Haushalts mit allen möglichen Vorräten.

Und ferner, wie häufig haben wir nicht gelesen, daß, wenn drei oder vier Millionen erwerbstätiger Männer zu den Fahnen einberufen würden, viele Industriezweige absolut nicht mehr in der Lage wären, den Betrieb fortzusetzen und infolgedessen eine allgemeine Geschäftsstockung eintreten müßte? — Auch dieser Arbeitermangel ist unzweifelhaft zurzeit in einzelnen, unter besonderen Bedingungen arbeitenden Industrien vorhanden, zum Beispiel im Ruhrkohlenbergbau; im Allgemeinen aber verhält es sich gerade umgekehrt: nicht Arbeitermangel herrscht auf dem Arbeitsmarkt, sondern infolge der starken Betriebseinschränkungen ein enormes Ueberangebot von Arbeitskräften.

Es ist nichts als patriotische Schönfärberei, wenn manche kapitalistischen Blätter versichern, daß der schädigende Einfluß des ausgebrochenen Weltkrieges auf das wirtschaftliche Getriebe im ganzen gering sei und bereits überall eine Anpassung an die neue Lage erfolge — aber soviel ist immerhin sicher, daß manche der auftauchenden Probleme ein wesentlich anderes Gesicht zeigen, als man früher meist angenommen hat, und daß ferner das kapitalistische Wirtschaftssystem in Deutschland eine Elastizität bewiesen hat, die allem Anschein nach selbst viele bürgerliche Nationalökonomien überrascht. Diese Tatsache alten theoretischen Ueberlieferungen zuzuliebe leugnen zu wollen, wäre ganz verkehrt. Vielmehr gilt es auch für

unsere Partei, nach Beendigung des Krieges die wirtschaftlichen Vorgänge vorurteilslos zu prüfen und die neuen Erfahrungen zu verwerten.

Als im starken Maße elastisch hat sich im Vergleich zu anderen Ländern vornehmlich der deutsche Geld- und Bankenmarkt während der letzten Wochen erwiesen. Das ist um so bemerkenswerter, als die gewaltige industrielle Entwicklung Deutschlands seit dem Kriege von 1870/71 nur möglich war durch die Herausbildung eines komplizierten Finanzierungssystems unter Heranziehung aller erreichbaren Kreditquellen. Diese schnelle Entfaltung hatte aber naturgemäß ihre Schwächen. Die neugewonnenen Kapitalien wurden immer wieder sofort zu industriellen Neuanlagen und Neugründungen verwandt, und überdies wurde im starken Maße einheimisches und fremdes Leihkapital, vornehmlich Bankkapital, zum Zweck der industriellen Ausdehnung herangezogen. Dadurch ist es gekommen, daß der industrielle Aufbau sich in Deutschland weit mehr als in England und Frankreich auf der Grundlage eines angespannten Kredits vollzogen hat und zwischen den Großbanken und der Großindustrie ein enger finanzieller Zusammenhang entstand. Der größte Teil der bei den deutschen Großbanken eingezahlten Depositengelder ist daher in der Großindustrie und dem Handel gewährten Krediten, meist mit langfristigen Kündigungen, sowie ferner in Konfortialgeschäften und dauernden Beteiligungen angelegt, während die Barreserven verhältnismäßig gering sind.

Die in der „Neuen Zeit“ (Nr. 14 vom 3. Juli) von H. Ullmann ausgesprochene Befürchtung, daß es bei einem durch einen Kriegsausbruch hervorgerufenen Run der Depositengläubiger auf die Depositenkassen leicht zu einer Katastrophe kommen könne, war demnach keineswegs grundlos. Doch was ist erfolgt? Fehlte es auch an einzelnen Erschütterungen nicht, so haben doch die größeren deutschen Banken die ersten Kriegswochen sämtlich gut überstanden. Keine von ihnen hat falliert. Das verdanken sie nicht allein ihrer eigenen Bankpolitik. Schon seit dem Frühjahr hatte die Reichsbank sie zur Reduzierung ihrer langfristigen Kreditgewährungen und Vergrößerung ihrer Barreserven angehalten, und während der kritischen Tage haben sie an der Reichsbank einen starken Rückhalt gefunden, doch mag die Ursache liegen wo sie will, jedenfalls ist eine nachhaltige gefährliche Störung des Bankbetriebes nirgends eingetreten.

Die von den Leitern der Reichsbank seit der Marokkokrise befolgte Gold- und Devisenpolitik trug ihre Früchte. Als im Herbst 1911 wegen Marokkos der Krieg mit Frankreich drohte, hatte die deutsche Finanz beträchtliche Schulden an fremde Geldmärkte zurückzuzahlen, allein an Frankreich fast eine halbe Milliarde Mark; als dagegen Ende Juli des laufenden Jahres die Kriegserklärung an Rußland erfolgte, standen den geringen Auslandsschulden weit erheblichere Forderungen an die ausländischen Geldmärkte gegenüber.

Und weiter hatte die Reichsbank als Zentralnotenbank für eine starke Metalldeckung gesorgt. Nach dem Bankausweis vom 23. Juli verfügte sie über einen Metallbestand von 1691 Millionen Mark (darunter 1357 Millionen Mark in Gold), gegen 1454 Millionen Mark um die gleiche Zeit des vorigen Jahres und 1329 Millionen Mark im Jahre 1912, so daß vor Kriegsbeginn ungefähr 63 Prozent der Gesamtverbindlichkeiten der Reichs-

bank durch Edelmetall gedeckt waren und der Banknotenumlauf sich sogar zum Metallbestand wie 100 zu 93 stellte.

Seitdem hat sich natürlich durch die Hergabe von Mitteln für die Kriegsführung, Ausstattung der neuengerichteten Reichsdarlehnskassen, Unterstützung von Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft mit den zur Aufrechterhaltung ihres Betriebes erforderlichen Zahlungsmitteln, Bereitstellungen für den sogenannten „Angst- und Panikbedarf“ usw. der Status der Reichsbank verschlechtert, in Anbetracht der Kriegslage muß er aber noch immer als günstig gelten. Vergleicht man den Reichsbankausweis vom 23. Juli mit dem vom 22. August, also die Verschiebungen innerhalb von vier Wochen, so ergibt sich, daß der Metallbestand der Reichsbank zwar in der ersten Woche um 163 Millionen Mark abgenommen, in der zweiten aber wieder (da ihr inzwischen der Goldbestand aus dem Juliussturm und der besonderen Kriegsreserve überwiesen worden war) um 68 Millionen zugenommen hat; in der dritten Woche ging er dann erneut um 5 Millionen zurück, während in der Woche vom 16. bis 22. August wieder eine Zunahme von 6 Millionen Mark erfolgte. Demnach stellte sich am 22. August der Gesamtmetallbestand der Reichsbank noch immer auf 1596 Millionen Mark (gegen 1443 Millionen um die gleiche Zeit im vorigen Jahre und 1315 Millionen im Jahre 1912), davon nicht weniger als 1530 Millionen in Gold. Außerdem waren an Barmitteln vorhanden für 119 Millionen Mark Reichskassenscheine und für 40 Millionen Mark Noten anderer Banken.

Demgegenüber hat allerdings die Banknotenausgabe sich in den vier Wochen ganz beträchtlich vergrößert. Der Notenumlauf stieg in diesen vier Wochen von 1891 Millionen auf nahezu 4000 Millionen Mark, also um 2109 Millionen, ferner erhöhten sich die Summen der von der Reichsbank diskontierten Wechsel und Schecks von 751 auf 4616 Millionen Mark und die Lombardforderungen von 50 auf 163 Millionen Mark; aber dafür wuchsen gleichzeitig die Giroguthaben von 944 auf 2620 Millionen Mark: eine Steigerung, an der die Einlagen der Regierung und der Stadtverwaltungen einen starken Anteil haben mögen, die aber immerhin beweist, daß in den Kreisen der Großindustrie und des Großhandels festes Vertrauen auf die Reichsbank herrscht und ihr jetzt auch aus solchen Kreisen Beträge zufließen, die früher nicht mit ihr im Geschäftsverkehr gestanden haben.

Stellt man für die Beurteilung die wichtigsten Posten der beiden Reichsbankausweise vom 23. Juli und 22. August einander gegenüber, so ergeben folgende Verschiebungen:

	am 23. Juli	am 22. August
Metallbestand . . . . .	1691 Mill. Mk.	1596 Mill. Mk.
davon in Gold . . . . .	1357 " "	1530 " "
Reichskassenscheine . . . . .	65 " "	119 " "
Noten anderer Banken . . . . .	40 " "	40 " "
Wechsel und Schecks . . . . .	751 " "	4616 " "
Lombardforderungen . . . . .	50 " "	163 " "
Effekten . . . . .	331 " "	209 " "
Notenumlauf . . . . .	1891 " "	4000 " "
Giroguthaben . . . . .	944 " "	2620 " "

Dabei ist aber in Betracht zu ziehen, daß die Zunahme des Reichsbanknotenumlaufs, der Wechseldiskontierungen und Lombardierungen vornehm-

lich die beiden ersten Kriegswochen betrifft — einerseits zur Deckung der enormen Kosten der Mobilisierung und der Ankäufe von Lebensmitteln für die Truppen, andererseits für den plötzlich bei fast allen Geldinstituten in starkem Maße aufgetretenen Angstbedarf. Seitdem ist jedoch eine gewisse Konsolidierung des Status eingetreten. So betrug in den ersten beiden Wochen die Diskontierung von Wechseln, Schecks usw. über 2986 Millionen Mark, in den letzten beiden Wochen hingegen nur 879 Millionen Mark. Der Notenumlauf, der in den ersten zwei Wochen um 2005 Millionen Mark stieg, hat in den letzten zwei Wochen nur noch um 103 Millionen Mark zugenommen, während die Lombardforderungen infolge der Einrichtung der Kriegsdarlehnkassen und der Verweisung der Darlehnsfucher an diese sogar schon in der Zeit vom 8. bis 22. August um 64 Millionen zurückgegangen sind.

In Anbetracht der enormen Kriegskosten, die bekanntlich von Riezler für die ersten sechs Wochen der Kriegsdauer auf 1800 Millionen Mark berechnet worden sind, wahrscheinlich sich aber noch wesentlich höher stellen werden, sowie ferner der starken Anforderungen der Finanz- und Geschäftskreise kein schlechter Stand, steht doch, wenn auch das Deckungsverhältnis des Notenumlaufs zum Bestand an Edelmetall und Reichstassenscheinen eine beträchtliche Verschlechterung erfahren hat und auf 42,9 Prozent gesunken ist (gegenüber 84,7 Prozent am 23. August 1913), dieser Prozentsatz noch immer um fast 10 Prozent über dem gesetzlichen Minimaldeckungsverhältnis, so daß die Reichsbank noch für mehr als 1200 Millionen Mark neue Reichsbanknoten ausgeben kann, ohne gegen die Vorschrift der Dritteldeckung zu verstoßen.<sup>1</sup>

Weiter aber ist damit zu rechnen, daß, wenn die Erfolge der deutschen Waffen sich in ähnlicher Weise wie bisher mehren und damit die Sicherheit gegeben erscheint, daß die blutigen Kämpfe im Ausland, nicht auf deutschem Grund und Boden, ausgefochten werden, ein beträchtlicher Teil des „thesau-

<sup>1</sup> Nachdem die obige Uebersicht bereits geschrieben und gesetzt war, wurde der Reichsbankausweis vom 31. August veröffentlicht. Danach hat sich der Stand der Reichsbank weiter verschlechtert, doch kommt bei der Beurteilung in Betracht, daß der diesmalige Ausweis einen sogen. „Ultimostatus“ darstellt und erfahrungsgemäß infolge des zunehmenden Geldbedarfs zum 1. September sich regelmäßig in der letzten Augustwoche ein Rückgang der Giroeinzlagen und eine Zunahme des Notenumlaufs einstellt, so nahm z. B. in der letzten Augustwoche 1913 der Notenumlauf um 161, im Jahr 1912 um 171 Millionen Mark zu, während die Giro Guthaben sich um 92 und 75 Millionen Mark verminderten. Diesmal ist die Verschlechterung freilich eine noch größere: der Notenumlauf stieg um 235 Millionen Mark und die Giro Guthaben nahmen um 178 Millionen Mark ab; indes hat, während sonst regelmäßig gegen Ende des Augustmonats ein beträchtlicher Goldabfluß eintritt (1913 = 32, 1912 = 75, 1911 = 68 Millionen Mark), diesmal ein Zufluß zurückgehaltenen Goldes im Betrage von 27 Millionen Mark stattgefunden. Ferner haben sich die im Portefeuille der Reichsbank befindlichen Wechsel, Schecks und Schatzanweisungen um weitere 134 Millionen Mark vermehrt (1913 um 88, 1912 um 140 Millionen Mark), während andererseits die Lombardforderungen wieder abgenommen haben, diesmal um 58 Millionen Mark. Das Deckungsverhältnis ist von 42,9 auf 42,3 Proz. gesunken. Im ganzen noch immer ein günstiger Status.

rierten“, das heißt des jetzt noch aus Mangelhaftigkeit von Privatpersonen zurückgehaltenen Goldes wieder der Reichsbank zufließt, während zugleich die gefehlt vorgeesehenen weiteren Silberprägungen dem Reich und damit der Reichsbank neue Mittel zuführen — zunächst durch die weitere Ausprägung von Silbermünzen auf Rechnung der beschlossenen außerordentlichen Silberreserve in Höhe von 120 Millionen Mark, dann durch die Erhöhung des Silbergeldumschs entsprechend der im neuen Münzgesetz festgesetzten Quote von 20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung (heute beträgt die Kopfquote nur erst 18 Mark).

Der deutschen Regierung dürfte diese Finanzlage eine recht schwere Sorge vom Herzen nehmen. Ihr wird durch den Status der Reichsbank und die sichere Haltung des Geldmarktes die Möglichkeit geboten, die Aufnahme der vom Reichstage bereits bewilligten fünf Milliarden Kriegsanleihe hinauszuschieben und erst dann die Emission in Raten vorzunehmen, wenn große deutsche Siege den Geldmarkt günstig stimmen. Bis zum November kann die Regierung, wenn nicht vorher ein völliger Umschlag des bisherigen Kriegsglücks eintritt und nicht — eine andere Frage! — die wachsende Arbeitslosigkeit zu großen Geldausgaben zwingt, mit der ersten Emission ruhig warten, zumal wenn sie, wie es beabsichtigt zu sein scheint, von den eroberten Städten in Belgien und Frankreich Kriegskontributionen erhebt. Wie dann im November die Lage auf den Kriegsschauplätzen sein wird, läßt sich schwer voraussagen. Wer hat wohl beim Kriegsausbruch geglaubt, daß in fünf Wochen deutsche Truppen beinahe bis Paris vordringen könnten! Aber ausgeschloffen erscheint es nach den bisherigen Erfahrungen nicht, daß dann die Milliardenanleihe bequem auf dem deutschen Kapitalmarkt untergebracht werden kann und selbst die Geldmärkte neutraler Auslandsstaaten sich bereit finden lassen werden, Teile der Anleihe aufzunehmen. Noch vor drei Wochen erschien eine solche Möglichkeit fast sinnlos; heute spricht dafür bereits die Wahrscheinlichkeit, und in sechs oder acht Wochen wird man vielleicht schon darin etwas Selbstverständliches erblicken.

Wie sehr sich in finanzieller Hinsicht die Lage geändert hat, lehrt deutlich ein Vergleich mit der Kriegszeit von 1870/71. Damals sah sich die Regierung genötigt, schon am siebenten Tage nach der formellen Kriegserklärung eine fundierte fünfprozentige Anleihe im Betrage von 100 Millionen Talern aufzulegen, die trotz des niedrigen Kurses von 88 Prozent einen vollständigen Mißerfolg hatte. Am Tage der Kriegserklärung (19. Juli 1870) erhöhten sofort die Notenbanken in Frankfurt a. M. ihren Wechseldiskont auf 6 Prozent, in Hamburg auf 7 Prozent, in Bremen auf 8 Prozent. Auch die Preußische Bank in Berlin, die Vorläuferin der Reichsbank, stellte ihren Diskontsatz auf 8 Prozent, während damals die Bank von Frankreich zunächst am 22. Juli ihren Satz von  $2\frac{1}{2}$  auf  $3\frac{1}{2}$  Prozent und darauf auf 4 Prozent hinauffetzte. Erst am 10. August, nachdem Frankreich bereits mehrere Schlachten verloren hatte, erhöhte auch die Bank von Frankreich ihren Diskontsatz auf 6 Prozent.

Wie wenig damals die Preußische Bank der ihr gestellten Aufgabe, die nötigen Mittel für den Kriegsanfang zu liefern, zu genügen vermochte, be-

weist die Tatsache, daß in der der Kriegserklärung vorausgehenden Woche ihr Metallbestand um 1,17 Millionen Taler abnahm, während gleichzeitig der Bestand an Wechseln um 7,13 Millionen, der Notenumlauf um 6,31 Millionen Taler zunahm. Als dann die Mobilisierung erfolgte, stieg das Wechselportefeuille um weitere  $16\frac{1}{2}$ , die Summe der Lombardforderungen um ungefähr  $2\frac{3}{4}$ , der Notenumlauf nochmals um  $18\frac{3}{4}$  Millionen Taler — obgleich der Metallbestand nur um 0,8 Millionen Taler zunahm. Der ganze Metallvorrat betrug nur rund 87 Millionen Taler. Jetzt vermag die Reichsbank ohne Schwierigkeit der Kriegführung einige Milliarden Mark zur Verfügung zu stellen.

Hat sich doch der deutsche Geldmarkt sogar fester erwiesen als selbst der Geldmarkt Englands, das bislang als der Mittelpunkt des internationalen Geldverkehrs, als der „Bankier der Welt“ galt. Nach „Bankers Magazine“ hat dort die Börsenpanik vor dem Kriegeausbruch noch weit stärkere Kursverluste herbeigeführt als an den großen deutschen Börsen. Der Kursverlust bei den 387 hauptsächlichsten an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren soll in den zehn Tagen vom 20. bis 30. Juli nicht weniger als 188 Millionen Pfund Sterling (ungefähr 3800 Millionen Mark) betragen haben. Und während die deutsche Reichsbank ihren Wechseldiskont am 31. Juli zunächst von 4 auf 5 Prozent erhöhte, schritt die Bank von England, nachdem sie erst zwei Tage vorher ihren Diskontsatz von 3 auf 4 Prozent hinaufgesetzt hatte, sofort zu einer Erhöhung ihres Wechselzinsfußes von 4 auf 8 Prozent, der kurz darauf eine weitere Hinaufschraubung auf 10 Prozent folgte: eine Maßnahme, auf die die deutsche Reichsbank zunächst nur mit einer Erhöhung auf 6 Prozent antwortete. Zwar hat die Bank von England seitdem den Satz wieder auf 6 und 5 Prozent herabgesetzt, aber zugleich ihre Wechseldiskontierungen aufs äußerste eingeschränkt. Zeitweilig hat sie diese nach den Meldungen ausländischer Blätter sogar ganz eingestellt oder doch nur Wechsel mit ganz kurzer Laufzeit hereingenommen. Zugleich sah sich die englische Regierung gezwungen, schon am 4. August ein einmonatliches Wechselmatorium zu erlassen (das vor einigen Tagen um einen weiteren Monat, bis zum 4. Oktober, verlängert worden ist) und für jene Wechsel, die bis zu diesem Termin ausgestellt worden sind, der Bank von England gegenüber eine besondere Staatsgarantie zu übernehmen, da sonst der Zusammenbruch so mancher alten Firma zu befürchten stand.

Selbstverständlich ist diese finanzielle Lage des deutschen Geldmarktes nicht mit der Gesamtwirtschaftslage identisch; sie ist nur ein Teil von dieser. Neben ihr kommt bei der Beurteilung der jetzigen Wirtschaftsgestaltung eine lange Reihe anderer Faktoren in Betracht. Durch die relativ günstige Finanzlage sind noch keineswegs alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten überwunden, immerhin, zeigt sie, wie auch auf diesem Gebiet die überlieferten Anschauungen teilweise durch die neuere Entwicklung überholt worden sind, ohne daß in der Hast des Tages die Veränderungen genügend Beachtung fanden. So stellt der Krieg neue Fragen und neue Probleme!

Heinrich Cunow.



## Der moderne Seekrieg.

Von Richard Woldt.

Neben dem Politiker, dem Finanzfachmann, dem Volkswirtschaftler hat sich nun auch der Techniker mit dem Phänomen dieses Weltkrieges auseinanderzusetzen. Die Durchführung der kriegerischen Aktion erfordert einen großartigen vielverschlungenen technischen Organisationsapparat und ein wichtiger Faktor des Erfolges liegt in der Tatsache, auf welcher Seite Menschen und Waffen für das Kriegswerk technische eine größere Zerstörungsgewalt entwickeln konnten.

Kriege sind aber auch Belastungsproben. Was in Friedenszeiten durch Manöverübungen und Schießversuche festgestellt werden kann, ist sehr unzureichend. Die wichtigsten Erfahrungstatsachen bietet erst der Krieg selbst, der fürchterliche Ernst der Erfüllung all jener Bedingungen, für die gerüstet wurde. Deshalb nehmen ja in jedem militärwissenschaftlichen Fachwerk die Erörterungen über die Erfahrungen der letzten Kriege einen verhältnismäßig großen Raum ein.

Wenn nun auch in diesem Krieg die Landheere für das Gesamtergebnis die wichtigsten Entscheidungen herbeiführen werden, so muß der Seekrieg ebenfalls alle bisherigen Maßstäbe hinter sich lassen. Denn es handelt sich um Staaten, die in den letzten Jahren ihre Marinen mit großen Kosten und mit allen Mitteln der modernen Technik ausgerüstet haben. Auch bei uns in Deutschland haben zur Begründung der Marineforderungen die leitenden Fachleute der Regierungsstellen mancherlei Theorien formuliert, der Krieg selbst wird die aufgestellten Probleme zur Entscheidung bringen.

### Das Linienschiff.

Der 10. Februar 1906 bedeutet für die Geschichte aller Kriegsmarinen ein denkwürdiges Datum: an diesem Tage ist der erste Dreadnought von Stapel gelassen worden. Der Typ des Kampfschiffes vom jeweilig größten Kaliber hat für alle Staaten moderner Seekriegsführung eine neue Periode kostspieliger Rüstungen eröffnet. Der englische Dreadnought (Fürchtenicht) wurde auch bei uns in Deutschland nachgebildet und ist durch den Typ des Linienschiffes vertreten.

Die Linienschiffe bilden den Kern des gesamten Flottenkörpers. Als Schiffseinheiten stellen sie den vollkommensten Ausdruck der militärischen Kraftkonzentration dar. Der aktive Gefechtswert, ihre Offensivstärke wird ausgedrückt durch Zahl und Größe von Geschütz- und Torpedoarmierung, durch den Aktionsradius (die Dampfstrecke, die mit dem vorhandenen Kohlenvorrat zurückgelegt werden kann) und die Geschwindigkeit.

Der passive militärische Wert, das Defensivvermögen, wird angegeben durch die Stärkebezeichnung und Verteilung für den Panzerbeschuss, für die wasserdichte Teilung und die Innenpanzerung. Die beiden Eigenschaften der großen Angriffsstärke und guten Verteidigung müssen bei jedem Schiffsneubau dieser Gattung vorteilhaft vereinigt sein. „In der Bewertung

dieser Einzelfaktoren steht die Ausstattung mit Geschützen und Torpedorohren an erster Stelle, dann folgt in zweiter Linie ein starker Schutz durch die verschiedenen Arten des Panzers und der Schottenanordnung neben ausreichendem Kohlenfassungsvermögen und der Geschwindigkeit.“<sup>1</sup> Beschränken wir uns auf eine Betrachtung der Geschützarmierung und der Panzerverkleidung.

Immer ist die moderne Technik rastlos. Sie überstürzt sich. Die Technik im Dienste des Kapitalismus wird beherrscht vom Wirtschaftlichkeitsprinzip: eine technische Leistung bedeutet einen Fortschritt, wenn die neugebaute Maschine rationeller arbeitet, wenn Anschaffungswert und Unterhaltungskosten geringer geworden sind als der Wert der ersparten Arbeitskraft. Für die Technik des Kriegswesens sind Anschaffungswert und Unterhaltungskosten nur von sekundärer Bedeutung. Neue Waffen werden geschaffen, nicht weil sie billiger geworden sind, sondern weil sie in ihrer Wirkungsweise, in ihrer Zerstörungsgewalt gesteigert werden konnten. Verschieden in ihrem Enderfolg sind ihrem Wesen nach aber die kapitalistische Produktionstechnik und die moderne Kriegstechnik einander ähnlich: ein Fortschritt jagt den andern, eine technische Erfindung schlägt die andere.

Für den besten Angriff und die stärkste Verteidigung des Linienschiffes ist der Kampf zwischen Panzer und Geschöß bedeutungsvoll gewesen. Hier ein paar historische Daten der technischen Entwicklung dieser beiden Kriegsmaterialien.

Die gebräuchlichsten Geschütze der Linienschiffe des 17. Jahrhunderts waren 42- bis 15-Pfünder, d. h. Rohre, welche Geschößkugeln von 42 bis 15 Pfund Gewicht abfeuerten. „Die Rohre waren aus Bronze oder Eisen gegossen und glatte *W o r d e r l a d e r*; sie waren mit ihren Schildzapfen auf hölzernen Lafetten oder Rayerten gelagert, die auf hölzernen Blockrädern ein- und ausgerannt wurden. Das Nichten der Rohre erfolgte mittels Handspaten und das Bodenstück des Rohres für die Höhenrichtung wurde so gehoben, daß hölzerne Nichteile untergeschoben werden konnten. Der Rückstoß der Lafette beim Schuß wurde durch Tassen oder durch ein Brooftau aufgenommen.“<sup>2</sup>

Die Bedienung dieser alten Schiffsgeschütze erforderte eine zahlreiche Mannschaft, ein 32-Pfünder z. B. 14 Mann. Die Lunte zum Entzünden des Pulvers blieb noch bis in das 19. Jahrhundert hinein in Gebrauch.

Die eigentliche Ursache der Einführung des Panzerschusses war die Erfindung der *B o m b e n k a n o n e* im Jahre 1822 durch den französischen Oberst Paizhans. Die Geschosse waren eiserne Hohlkugeln von 20 bis 25 Zentimeter Durchmesser, die mit 1 Kilogramm Pulver gefüllt wurden.

Zur Abwehr dieser Geschosse wurden schon im Krimkrieg (1853—56) Batterien und Schiffkörper mit Panzerschutz versehen. Die ersten Ausführungen waren Panzerplatten aus Walzeisen. Mit der ständig gesteigerten Leistung der Artillerie war man schließlich bei Walzeisenpanzern von 60 Zentimeter Dicke angelangt, die das Schiff derart belasteten, daß der Panzerschutz in seiner Ausdehnung sehr beschränkt werden

<sup>1</sup> D. Kretschmer, „Technik des Kriegswesens“. Teubner, 1914. S. 156.

<sup>2</sup> Tjard Schwarz, „Das Linienschiff einst und jetzt“. Berlin 1903.

mußte. Eine Uebergangsform bildeten die Sandwichpanzer: zwei Lagen von Walzeisenplatten wurden auf der Außenhaut angeordnet, eine Lage Teakholz dazwischen gelegt.

Einen großen Erfolg bedeutete die Herstellung des sogenannten „Com-poundpanzers“. Das Material bestand aus ein Drittel Stahl und zwei Drittel Eisen. Dieser Zusammenfügung lag das auch heute noch befolgte Prinzip zugrunde, auf einer harten Oberfläche das Zertrümmern des Geschosses bewirken zu lassen, während das darunter liegende weiche Material nachher ein Zerreißen und Springen der Platte verhindert.

Inzwischen hatte die Ausbildung der Geschosse große Fortschritte erfahren. Die gezogenen Geschütze wurden eingeführt, die Langgeschosse mit Drehung feuerten. Die Durchschlagskraft der Geschosse suchte man durch Vergrößerung des Geschüßkalibers zu steigern.

Durch die immer wachsenden Gewichte der Geschütze und gleichzeitig der Panzerung mußte mit Rücksicht auf die Belastung des Schiffskörpers die Zahl der Geschütze eines Schiffes beschränkt werden. Um für jedes Geschütz ein weites Bestreichungsfeld zu erzielen, baute man auf den Panzerschiffen Drehtürme, auf denen die Geschütze nach allen Richtungen hin gedreht werden konnten. An die Stelle der umständlich zu bedienenden alten Vorderlader waren die Hinterlader getreten, die ein schnelleres Feuer ermöglichten. Es entstanden dann die Schnellfeuergeschütze, bei denen die Ladezeit wesentlich verkürzt und damit die Feuergeschwindigkeit erhöht wurde. Das übliche umständliche Reinigen des Rohres nach dem Schießen wurde entbehrlich, die metallene Patronenhülse wurde beim Öffnen des Verschlusses selbsttätig ausgeworfen. Um wieder eine größere Durchschlagskraft der Geschosse zu erzielen, griff man bei den Geschützen jetzt zu größeren Rohrlängen, gleichzeitig wuchsen die Entfernungen, auf welche man schießen konnte. Ferner bestrebt man sich, die Zielsicherheit an den modernen Geschützen durch immer mehr verfeinerte Zielapparate zu erhöhen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Großes Aufsehen in Marinefachkreisen hat z. B. der von dem englischen Admiral P. Scott erdachte Richtapparat erregt, den England auf all seinen Schlachtschiffen einführen wollte, was eine Mehrausgabe von etwa 5 Millionen Mark zur Folge gehabt hätte.

Es handelt sich bei diesem Apparat darum, daß die Höhenrichtung der Geschütze durch die Geschüßführer — die Hauptfehlerquelle beim Schießen — ausgeschaltet und diesen nur die Seitenrichtung überlassen wird, bei der weniger Fehler vorkommen. Der Zielapparat ist auf einem erhöhten Stand angebracht und wird von einem Mann bedient. Elektrisch wird der Apparat mit den einzelnen Geschützen verbunden, die automatisch die Stellung einnehmen, in der sich der Zielapparat befindet. Stellt man nun den besten Geschüßführer an diesen Zielapparat, dann sind alle Geschütze nach den Fähigkeiten dieses einen Mannes und nicht nach den verschiedenen der einzelnen Geschüßführer eingestellt. Der Vorteil des Apparates wird darin gesehen, daß nur die tüchtigsten Geschüßführer zur Einstellung herankommen, da gutes Zielen ebenso Sache der Begabung wie der Ausbildung ist. Ein Beispiel von vielen, daß auch bei der Marine das Prinzip der Mechanisierung, der Unabhängigkeit von der individuellen Verschiedenheit der Einzelmenschen im Organisationsgefüge überall zur Durchführung kommt.

Parallel dazu ging wieder die Entwicklung der Panzer. Bis zum Jahre 1894 ist der Compoundpanzer ziemlich allgemein verwendet worden, bis die reine Stahlpanzerung auf Grund von Schießversuchen sich ihm als ganz erheblich überlegen erwies. Vor allen Dingen war dieser Fortschritt den Kreuzotwerken zuzuschreiben, die den Nickelstahlpanzer anfertigten. Durch Zusatz von Nickel erhielten die Platten infolge der innigen Verbindung mit dem Stahl Zähigkeit und Elastizität und durch Abschrecken mit Wasser ließen sich Härtegrade erreichen, welche bei gewöhnlichen Stahlplatten nicht zu erlangen möglich war.

Ueberhaupt kommt es jetzt auf das Härteverfahren an. Das nach dem Erfinder Harvey benannte „Harveyverfahren“ bezeichnet den wichtigsten Fortschritt in der heutigen Panzerplattenfabrikation. Es besteht in der Hauptsache in einem Kohlenstoffzusatz der Außenfläche der Panzerplatten und weiterer Bearbeitung mit Öl und Wasser. Krupp hat dieses Verfahren dann weiter ausgebildet, indem er eine fertig bearbeitete Platte, bis zur Weißglut erhitzt, an der Oberfläche von einem kohlenwasserstoffhaltigen Gasstrom bestrahlen läßt. Die stark kohlenhaltig gewordene Oberfläche erfährt dann bei plötzlicher Abkühlung ihre Härtung.

Für die Herstellung der Panzerplatten sowohl wie der Geschütze hat sich die Firma Krupp technisch auf der Höhe stehende Fabrikationsstätten eingerichtet.

Zu dem Wettkampf zwischen Geschütz und Panzer läßt sich heute feststellen, daß seit Krupp und Harvey wesentliche Verbesserungen im Panzermaterial nicht mehr erzielt wurden, das Geschütz ist Sieger geblieben. Die neueren Schießresultate zeigen, daß selbst auf weite Entfernungen der Panzer durch das Geschöß durchschlagen wird. Nachfolgend die letzten Zahlen für die großen Schiffskanonen ausländischer Marinen.

	Kaliber	Geschößgew.	durchschlägt auf				
England	38,1 cm	885 kg	7315 m	53 cm	Kruppsche Panzer,		
Frankreich	34 "	540 "	" "	9000 "	30 "	" "	" "
Italien	30,5 "	417 "	" "	9000 "	25 "	" "	" "
Rußland	35,6 "	675 "	" "	2745 "	57,4 "	" "	" "
Amerika	35,6 "	635 "	" "	9140 "	40 "	" "	" "

Ein modernes Linienschiff, ausgerüstet mit den neuesten Kanonen und den besten Panzern, ist daher einer schwimmenden Festung vergleichbar und ungefähr können uns folgende Angaben davon eine Vorstellung schaffen.

#### Linienschiff „Kaiser“. Stapellauf 1911.

Displacement oder Wasserverdrängung in Tonnen (1000 kg)	24 700 t
Länge . . . . .	172 m
Breite . . . . .	29 "
Tiefgang . . . . .	8,3 "
Maschinenleistung in Pferdestärken ausgedrückt . . . . .	28 000 PS
Geschwindigkeit pro Stunde und Knoten (1 Knoten = 1852 m)	23 Knoten
Armierung: 10 Geschütze 30,5/50	
14 " 15/50	
12 " 8,8/40	
5 Torpedo-Musstoßrohre	
Kohlenfassung in Tonnen . . . . .	3 600 t
Besatzung . . . . .	1 079 Mann

Natürlich ist auch genügende Panzerung vorgesehen. Der Kommandoturm mit dem darunterliegenden Raum für Kommandoapparate sind ebenso wie die Geschütze gepanzert, ebenso die Bordwände. Die drei oben genannten Geschütztypen haben folgende Dimensionen:

Type	Innerer Rohrdurchmesser	Rohrlänge	Rohrgewicht	Geschösgewicht	Geschützladung	Durchschlagener Panzer an der Mündung
8,8/40	88 mm	3,75 m	1 094 kg	9,5 kg	2,66 kg	243 mm
15/50	150 "	7,8 "	5 590 "	46 "	18,9 "	500 "
30,5/50	305 "	16 "	47 800 "	390 "	162 "	1071 "

Bei dem internationalen Wettkampf um den Besitz der größten Schiffe haben sich in allen modernen Marinen die Größenverhältnisse der Linienschiffe enorm gesteigert.

Das englische Linienschiff „Thunderer“ aus dem Jahre 1882, verglichen mit dem heutigen Linienschiff „St. Vincent“ der gleichen Marine, zeigt, daß in diesem verfloffenen Zeitraum die Schiffsgeschwindigkeit um das anderthalbfache, die Leistung der schweren Artillerie um das 15fache, die Leistung der Torpedowaffe von 400 auf 6000 Meter Schußweite, die Torpedoladung um das fünffache gestiegen ist.

Auch bei uns in der deutschen Marine lassen sich ähnliche Steigerungen nachweisen.

Name des Schiffes	Jahr des Stapellaufs	Deplacement in Tonnen
Großer Kurfürst . . . . .	1877	6 800
Kurfürst Friedrich Wilhelm	1891	10 062
Kaiser Friedrich III. . . . .	1896	11 152
Wittelsbach . . . . .	1900	11 830
Hannover . . . . .	1905	13 250
Nassau . . . . .	1908	18 900
Helgoland . . . . .	1909	22 800
Kaiser . . . . .	1911	24 700

(Schluß folgt.)

## Anzeigen.

**Leitfaden für die Bildungsarbeit in Groß-Berlin.** Herausgegeben vom Bezirksbildungsausschuß Groß-Berlin. 1914, zweiter Jahrgang. 88 Seiten. 50 Pfennig.

Die Grundsätze, nach denen die Bildungsarbeit sich richtete, waren das Interesse der Gesamtheit, nicht die besondere Liebhaberei einzelner. Das Wissen mußte daher geeignet sein, Kampfesfreude, Kraftbewußtsein und Siegesicherheit des Proletariats zu stärken, die Kunst soll das rebellische Wollen des einzelnen und somit der Masse steigern. In diesem Sinne fanden Vorträge und Kurse in den Organisationen Groß-Berlins statt; für die Fortbildung der Genossen von 18 bis 21 Jahren war besondere Fürsorge getroffen; durch Museumsführungen, Kunst-Abende, Konzerte wurde Verständnis für die Kunst erweckt. Aus den bei diesen Veranstaltungen gesammelten Erfahrungen gibt der Leitfaden wertvolle Hinweise für die Ausgestaltung der Bildungsarbeit, ferner die Grundrisse der Vorträge, die Konzertprogramme und Mitteilungen über Bibliotheken und Ausstellungen von Jugendschriften, Wanderschmuck und Spielen.

**Luisa Zieg, Warum sind wir arm?** Eine eindringliche Frage an alle Arbeiterinnen. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 16 S. Preis 10 Pf.

Die Schrift wendet sich an die noch unaufgeklärten Mädchen und Frauen des arbeitenden Volkes und zeigt ihnen, wie notwendig für ihre Erlösung die Einigkeit, der Anschluß an die sozialdemokratische Partei ist. Wie nicht stets die heutigen Eigentumsverhältnisse geherrscht haben, so können sie auch beseitigt werden, und an Stelle des durch die kapitalistische Produktionsweise bedingten Gegensatzes zwischen Reichtum und Armut tritt dann der Sozialismus, das Gemeineigentum an den Arbeitsmitteln, der Brot für alle bringt. Aber zur Erreichung dieses Zieles muß die Frau sich ebenso um Politik kümmern wie der Mann, muß sie so wie er sich am Kampf um bessere Lebensbedingungen beteiligen.

**Paul Pflüger, Der Sozialismus der israelitischen Propheten. — Der Sozialismus der Kirchenväter.** Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 39 Seiten. 25 Pfennig.

Die früher im Schweizer Parteiverlag erschienenen zwei Schriften hat der Vorwärtsverlag als eine Broschüre herausgegeben. Genosse Pfarrer Pflüger hat eine Reihe von Stellen aus dem Alten Testament und den Kirchenvätern zusammengestellt, aus denen ihr Eintreten für die Armen und ihr Kampf gegen die Reichen hervorgeht.

**Volklieder für Heim und Wanderung.** Im Auftrag der Zentralkstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands herausgegeben von Hermann Böse. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 280 Seiten. 1,50 Mk.

Die Zentralkstelle für die arbeitende Jugend gibt ein Bündchen heraus, das den Arbeitern, besonders der Jugend gewidmet ist. Es enthält an 300 Volkslieder, und zwar mit Noten und Atemzeichen, 100 Lieder sind mit Akkordbezeichnung versehen, die in der Einleitung erklärt wird. Den Liedern sind Angaben über Dichter und Komponisten und die Zeit der Abfassung beigegeben.

**Gustav Noske, Kolonialpolitik und Sozialdemokratie.** Stuttgart, J. H. W. Dieß Nachf., G. m. b. H. 232 Seiten, brosch. 1,50 Mk., geb. 2,— Mk.

Genosse Noske schreibt im Vorwort seines Buches: „Die Anschauungen über wichtige kolonialpolitische Probleme haben sich im Laufe der Jahre stark geändert, und nicht nur in bürgerlichen, sondern auch in Arbeiterkreisen. Mir wurde nahegelegt, eine Abhandlung über die bisherige Stellungnahme der sozialdemokratischen Partei zur Kolonialpolitik zu schreiben. Dem bin ich durch die vorliegende Arbeit nachgekommen. In einer sehr knapp bemessenen Zeit habe ich nur skizzieren wollen und können, wie sich die Sozialdemokratie und ihre parlamentarische Vertretung zu den kolonialpolitischen Fragen gestellt hat. Daß diese Schilderung bei der großen Fülle der Probleme nicht erschöpfend sein und sich nicht auf alle Details erstrecken konnte, ist selbstverständlich. Ich habe mich aber bemüht, die mir gestellte Aufgabe in objektiver Weise zu erfüllen.“

Die Sozialdemokratie hat sich nie darauf beschränkt, Mißstände und Ausschreitungen in den Kolonien zu brandmarken und die Eingeborenen gegen Unterdrückung und Beraubung zu verteidigen; sie hat mit allem Ernst an der Lösung umfangreicher Kulturaufgaben in den Kolonien gearbeitet und wird das auch in Zukunft tun, allerdings, nicht im Interesse des Kapitalismus, sondern im Sinne des Sozialismus.“

Aus dem Inhalt heben wir folgende Kapitel hervor: Die deutschen Kolonien. — Die ersten kolonialpolitischen Regungen. — Die Gründungsperiode. — Das Bismarcksche Kolonialideal. — Die ersten Kosten und der erste Konflikt. — Die Eroberung Ostafrikas. — Die „königlichen“ Kaufleute. — Sünden und Skandale. — Der Platz an der Sonne. — Der Herero- und Hottentottentrieg. — Der zweite Aufstand in Ostafrika. — Die Reichstagsauflösung von 1906. — Die Konzeptionsgesellschaften. — Nach der Hottentottenwahl. — Die Besiedlungsfrage. — Die Sklaverei. — Eisenbahnbauten. — Wirtschaftliche Aussichten. — Partei und Kolonialpolitik.

## Literarische Rundschau.

Karl Bröger, *Die singende Stadt*. Nürnberg, Fränkische Verlagsanstalt und Buchdruckerei.

In diesem dünnen Gedichtbüchlein findet sich eine ganze Reihe trefflicher Proben dafür, daß die sozialdemokratische Bewegung nicht nur auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet ihre Machtsphäre ständig erweitert, sondern auch kulturell und ästhetisch neue Werte formt und schafft. Bröger, ein Proletarierproß des Frankenlandes, ist vor wenigen Jahren zum erstenmal mit einigen kraftvollen Liedern, die in der Parteipresse Aufnahme fanden, in die Öffentlichkeit getreten. Und schon in diesen ersten Talentproben kündete sich eine starke Begabung, ein großes Wollen und ein Anerkennung heischendes Können an. Jetzt liegt eine erste Gedichtsammlung von diesem Poeten vor: eine Sammlung wuchtiger Rhythmen, lobernder Anklagen, zukunftsfroher Ausblicke. Was diesen Gedichten in erster Linie die Eigenart prägt, ist ihr feines Abwägen im Gebrauch treffender Worte, die Feind jeder Schablone sind. Pose und Pathos werden mit einer unterstrichenen Absichtlichkeit vermieden. Mit einer gewissen Härte, die an die Wirkungen alter Holzschnitte erinnert, werden Bilder aufgerollt und aneinandergefügt. In dieser Herbheit aber liegt die Kraft des Buches. Denn diese Lieder, die von der Arbeit der großen Stadt singen, wollen in erster Linie zu denen reden, die diese Arbeit verrichten; sie wollen zeigen, „daß dem Boden, der so viel Rot und unverschuldetes Schicksal ausreißt, doch auch die Kräfte schon entkeimen, die zum Aufbau einer neuen Gesellschaft notwendig sind“. Bild um Bild rollt das Getriebe der Stadt an uns vorüber („Fabrikstadt“, „Walzwerk“); die Schicksale derer, die in ihr ringen und fronen, formen sich in anlagenhaften Worten vor uns („Arbeiterinnen“, „Dienstmagd“, „Findelkinder“); ihr Glauben, ihr Hoffen, ihre Sehnsucht klingt und kirscht in diesen Strophen („Versammlung“, „Das Barrikadenlied“); und immer ist der Ton so getroffen, daß er das anspricht, was Tausende empfinden, in denen der Erlöserglaube durch die eigene Kraft weht und wirbt. Ein hoffende Verzückung hat manches dieser Lieder verklärt. Denn die „Stadt“ ist nun einmal dem modernen Arbeiter durch den Zwang der wirtschaftlichen Entwicklung „Heimat“ geworden; und die Heimat liebt man. So erklärt sich der Titel des Buches, das eine dankenswerte Gabe ist und volle Anerkennung verdient. Das starke Talent, das hier zum erstenmal die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, wird sich sicherlich rasch Freunde werben und den im Klassenkampf ringenden Arbeitercharen noch manche zündende und begeisternde Strophen schenken.

L. Vossen.

Dr. Kurt Abel-Musgrave, *Auf der Suche nach der Demokratie*. Bamberg 1914. Germania-Verlag, 27 S. Oktav, broschiert 2,— Mk.

Herr Abel-Musgrave ist ein Opfer der deutschen Ideologie. Nachdem er sich nach antiken Vorbildern und Mustern ein demokratisches Staatsideal zurechtgezimmert hatte — eines jener schönen Ideale von tugendgesättigter und auf das Gemeinwohl bedachter Volksherrschaft, wie man sie oft bei Gymnasiasten und Studenten findet, die ihren Cato und Demosthenes kennen, dafür aber um so weniger Verständnis für die heutigen Lebens- und Erwerbsverhältnisse besitzen —, ging er, unzufrieden mit dem politischen Leben Deutschlands, über den großen Teich nach dem „Land der Freiheit“, in der Hoffnung, dort das Land zu finden, das seinem Ideal entsprach. Selbstverständlich fand er es im Lande des Dollars erst recht nicht. Zunächst war er auf einer Farm, dann als Journalist und City-Editor (Lokalredakteur) an einem großen Blatt tätig. Aber bald entdeckte er, daß es überall nur eine Ehre gab: das Geld. „Korruption und Humbug auf allen Wegen, ohne Scham, fast zum Ideal erhoben. Das Geschick des Volkes in den Händen niedriger Politiker. Ueber dem Schantisch verschachtelten die Boße die Stimmenzahl ihrer politischen Anhänger. Zur Zeit der Wahlen kamen sie in die Redaktionszimmer, mit dem Scheck in der Hand. Wer am meisten zahlte, hatte die Zeitung.“

Als ganz besonders forumpiert erkannte er die Polizei der amerikanischen Großstädte. Und als er gegen diese Korruption Front machen wollte, fanden die Aktionäre seiner Zeitung, daß er die Abonnenten und Inserenten verschweche.

Wie Herr Abel-Musgrave erzählt, ließ er sich durch die Aussicht auf „Karriere“ verleiten, den politischen Schwindel mitzumachen; dann stellten sich aber allerlei Selbstvorwürfe ein, und schließlich kehrte er amerikamüde nach Deutschland zurück.

Doch auch auf dem Heimatboden hielt er es nicht lange aus. Die konservative Partei erschien ihm als etwas Ueberlebtes, der Liberalismus als etwas Halbes, kapitalistisch Verseuchtes, die Sozialdemokratie als Utopisterei und Unkultur. Und dann entdeckte er, der zuerst nach seiner Rückkehr sein Vaterland so enthusiastisch, so stolz begrüßt hatte, unter dem äußeren Lebensfirnis viel „Mittelalter“; vor allem ging ihm der Militarismus mit seinen Einrichtungen so gegen den Strich, daß er wieder seinen Koffer packte, um auf Englands freiem Boden sein Ideal zu suchen.

Fünfzehn Jahre hat er in England verbracht und gearbeitet — aber die wirkliche Demokratie hat er auch dort nicht gefunden. Unter aller Konventionalität, Wohnanständigkeit und Wohlhabenheit verbirgt sich auch in Albion zunehmender Verfall und Zerfall des staatlich-bürgerlichen Lebens. Auch dort ist das „Experiment der Demokratie“ mißglückt.

Was nun? Wie Herr Abel-Musgrave erklärt, ist er, in Amerika und England durch die Erfahrung belehrt, monarchisch geworden. Er sieht nur noch in der demokratisch-sozialpolitisch-human-militaristischen Monarchie die Rettung — in einem Kaisertum, das „zur Freiheit, zum Menschentum, zum Wohle der Gesamtheit“ führt. Deutschland, meint er, sei der Boden, wo allein solche Monarchie zu gedeihen vermöge, denn es hätte doch so viele vorzügliche Menschen! Wie lange noch und Herr Abel-Musgrave wird sich auch in dieser Hinsicht wieder schmerzlich enttäuscht finden. Die Demokratie, die er sucht, hat kein Heim in der kapitalistischen Welt.

Heinrich Cunow.

## Ludwig Frank †

Eben als diese Seiten in die Presse gehen sollen, erfahren wir die Trauerbotschaft, daß Ludwig Frank auf dem Schlachtfelde auf französischem Boden gefallen ist. Ein schmerzlicher Verlust für die Partei, unter deren parlamentarischen Vorkämpfern er in erster Linie stand, durch sein großes Wissen, seine rednerische Begabung, seine taktische Klugheit. Kulturell und politisch ganz erfüllt von der Eigenart seiner badiſchen Heimat, wußte er sie doch mit der Universalität des internationalen Sozialismus und der Einheitlichkeit des Parteiorganismus glücklich zu verbinden.

Bedeutendes hat er für uns geleistet, noch bedeutenderes durften wir von ihm erwarten. Große Hoffnungen werden mit ihm begraben.

Sein Hingang ist ein tragisches Symbol. Wie die Blüte der Nation, so ist auch die Blüte der Partei, die Blüte der internationalen Sozialdemokratie ins Feld geschickt, um sich gegenseitig hinwegzumähen. Der Krieg verschlingt die Besten. Verarmt an Kräften, an Vorkämpfern wird unsere große Sache ebenso wie die Menschheit nach dem Kriege dastehen. Ein neues Geschlecht von Kämpfern wird zu erziehen sein. Die Erinnerung an die großen Toten von 1914 wird uns dabei helfen, deren Reigen geführt wird von unserem unvergeßlichen Jaurès, dem nun Ludwig Frank folgt, und wie viele noch!